



Berlin, den 29. September 1900.

Tietz und Wertheim.

Am der Leipzigerstraße, auf dem Grundstück des alten Konzerthauses, wo die berlinische Mittelbourgeoisie Jahre lang Bilses Musik kaufte und bei Bier und Butterbrot ehrbare Annäherungen an heirathreife Töchter erlaubte, ist eine neue Kundenkathedrale erstanden. Eine mächtig ragende Zwingburg aus Sandstein, Eisen und Glas. Namentlich aus Glas; die ganze Front ist ein einziges Schaufenster. Goldig glänzende Gitter, steinerne Nischen, Marmorstück, bronzene Thiere und künstliche Pflanzen schmücken dem an prächtigen Häuserschmuck gewöhnten Geschmack der Berliner; und zwei Springbrunnen, die Parfüm und Eisstränke spenden, werden aus verzückten Augen bestaunt. Die Sache sieht sehr effektiv aus, besonders abends, wenn die Ueberfülle des elektrischen Lichtes von fern schon die Blicke lockt. Kein Waarenhaus hat mit solcher Pracht bisher je die Kunden zu fördern versucht. Als vor sechsundsiebzig Jahren der Bazar Ville de Paris eröffnet wurde, höhnten die pariser Zeitungschreiber, neben dem neuen Geschäft würden die älteren, Le Petit Saint-Thomas und Le Pauvre Diable, nur noch wie kleine Kläffer neben einer Riesenbulldogge wirken. Jetzt würden Weltmagazine wie Bon Marché, Louvre, Whiteley und Wanemater altfränkisch neben dem neuesten berliner Straßenwunder erscheinen, auf dessen Glasglobus in leuchtenden Lettern der Name Tietz prangt. Herr Tietz, der München schon lange mit einem Waarenhause beglückt hat, muß den Boden der Reichshauptstadt und die Psyche des Kundenkreises, den er erobern will, sehr gründlich studirt haben. Er hat es nicht, wie weiland Boucicaut, mit Käufern von alter Kultur und solidem Geschmack zu thun, die das Wesen über den Schein

ppig ausgestat-
 -glawmar.,
 n und vor allen
 en, mit Leuten,
 moabiter Aus-
 us Paris heim-
 ne, schmucklose
 wie solche Leute
 er selbst noch
 t gemacht. Bei
 nd empfangen;
 zu fragen. Bei
 Einkaufspreis
 e, Lebensmittel,
 Körper schmuck
 , natürlich viel
 te eine Stunde
 after der Reichs-
 Verkäufer, 500
 So las man; und
 wuchs der Glas-
 uses gekommen
 hschastliche Be-
 en er, Hermann
 meinte der neue,
 ; die Waaren-
 spricht ihr Da-
 rrschenden Un-
 Tieg wird der
 der Landwirth-
 aführen und in
 deren Befrie-
 als dieser Heils-
 n Tieg-Walzer
 n der Deutsche
 inner sitzen, den
 „Vorlagen zu

stellen und stutzig werden, wenn ein Geschäftsmann sie in allzu ü-
 *
 sind, Adolf Ernst, Wertheim und den Kaiserfeller erlebt habe
 Dingen geblendet, von derber Reizung gepackt werden woll-
 denen Stephans Mauerstraßenpalast und der Ehrensaal der
 stellung Gipfel hehrer Kunst bedeuten und die, wenn sie an-
 kehren, mit verächtlich gerümpfter Lippe über das monotone
 Straßensbild der wellenden Lutetia spotten. Herr Tieg weiß,
 zu fassen und zu fesseln sind. Eine kluge Reklame hatte, ehe
 den Schauplatz betrat, seinen Namen an der Spree bekannt
 Tieg wird in dem selben Raum ausgesucht, gekauft, bezahlt und
 man braucht nicht Treppen zu klettern und nach der Kasse zu
 Tieg wird jede gekaufte Waare ohne Zögern zum vollen
 zurückgenommen. Bei Tieg giebt es nicht nur Kleider, Wäsche,
 Möbel, Fahrräder, Teppiche, Passementerien, Haus- und
 jeglicher Art, sondern auch gute Bilder, Statuen, Bronzen
 billiger als in den Kunsthandlungen. Tieg liefert die Waare
 nach dem Einkauf frei ins Haus. Tieg hat eine nach dem Ru-
 post eingerichtete Expedition, 2500 männliche und weibliche
 Hausdiener, 50 Radfahrer und 12 Automobilgepäckwagen. So
 jede Wundermär wurde geschäftig weitergetragen. Inzwischen
 palast immer höher; und als der Tag der Weihe des Waarenhaus
 war, hielt der Chef seinen Gästen eine Vorlesung über die wirt-
 deutung der Großmagazine und über die besonderen Ziele, denen
 Tieg, mit emsigem Fleiß rastlos entgegenstrebe. Alles, was ist, ist
 philosophisch geschulte Nationalökonom, ist auch vernünftig
 häuser bestehen, bringen Gewinn und mehren sich: also ent-
 sein einer ratio und einer necessitas, die leider von der he-
 vernunft noch nicht klar erkannt werden. Das Waarenhaus
 Industrie neue Wege und neue Absatzmöglichkeiten zeigen,
 schaft durch den Massenverkauf von Konserven neue Kraft zu
 der Menge der wenig Besizenden neue Bedürfnisse wecken,
 digung die Billigkeit des Gebotenen ermöglichen werde. Und
 verheißung letzter Ton verklungen war, wurde jedem Gast ei-
 mit auf den Weg gegeben. Dagegen ist nichts zu sagen. Wen
 Flottenverein, in dem die ersten Gelehrten und Staatsmän-
 Kotillon schmuckgeschäften in einem feierlichen Rundschreiben

Deffins sowie auch Zeichnungen oder Anweisungen zur Zusammensetzung von Touren“ anbietet, „die auf unsere Marine, das Seewesen überhaupt und unsere Kolonien Bezug haben“, dann braucht Herr Tietz seines Walzers sich gewiß nicht zu schämen. Aber auch die Rede, die Mancher getadelt hat, war ein guter Einfall. Die Freunde preisen, die Feinde zerfetzen sie und durch beide Lager hallt zunächst einmal Tage lang der Name Tietz. Das ist die Hauptsache. Wer weiß, ob die haute nouveauté sich nicht einbürgern und jeder Waarenhausbesitzer nächstens allmonatlich vor einem geladenen Publikum wirtschaftliche Vorlesungen halten und die Vertreter des angeblich von ihm geschädigten Mittelstandes in wohlgefehrter Rede bekämpfen wird? Solche Sitte könnte die ins Ungeheure wachsenden Inzeratenskosten wesentlich mindern und die Annoncenhändler kämen trotzdem nicht zu kurz; denn der Bon Marché hat schon in stilleren Tagen für Reklame jährlich ungefähr sechs Millionen Francs ausgegeben, deren beträchtlichster Theil der Presse zufließt, und seitdem hat Europa bekanntlich gewaltige Kulturfortschritte gemacht.

* * *

Während zwischen der Marktgrafen und der Jerusalemstraße der Neubau wuchs, schlich die Sorge in einen zwischen der Wilhelmstraße und dem Leipzigerplatz himmelan ragenden Palast, in das Waarenhaus A. Wertheim. Vor drei Jahren, als es enthüllt wurde, schien das von grellem Rampenlicht beleuchtete Riesenaquarium an Wirkung nicht zu überbieten; die schlanke Gliederung des in amerikanischem Stil gebauten Hauses, die im Lichtglanz funkelnenden Glasflächen, der goldig schimmernde Putz der weiten Räume, die Häufung der zur Schau gestellten Waaren und mehr noch die reizende Kunde von den Schätzen, die das Innere bergen sollte: das Alles ließ die Betrachter in beinahe brünstigen Schauern erbeben. Keiner konnte dagegen aufkommen; und die Zeit schien nah, wo auch die reicheren Kunden sich von Herzog, Israel, Gerson wegwenden und ins wertheimische Märchenreich wandern würden. Noch hielten nicht viele Equipagen vor dem Glaskasten, noch schreckten die ausgestellten geschmacklosen Massenartikel die Vermögenden ab, und wer in einer exposition de blanc das Publikum im Bon Marché beobachtet hatte, konnte über den Vergleich der Häuser Boucicaut und Wertheim nur lächeln. Allmählich aber verbreitete sich das Gerücht, man könne in dem früher verachteten Bazar auch seine Sachen kaufen, gute chinesische Bronzen, Modellkleider, echte Parfums und unver-

fälſchte koſmetiſche Mittel. Die Bankierdamen, die lange die Berührung mit der roture geſcheut hatten, wagten ſich ſacht, in den ſtilen Vormittagsſtunden, nun hinein und in der Zeit der ſinkenden Kurſe konnte man in den früher leeren Luxuswaarenrahons die Ehehälften berühmter Bankdirektoren treffen. Die neue Kundſchaft taſtete vorſichtig das verrufene Gelände ab, das ſie ſonſt nur betreten hatte, um „für die Leute“ Weihnachtsgeschenke zu kaufen; ſie ſing mit einem Töpfchen Lippenpomade, einem Ondulireiſen und einem Apparat für Geſichtsmassage an, erſtand dann engliſches Silbergeräth für den Frühſtückstiſch und machte ſchließlich mit Ballblumen einen kühnen Verſuch. Solche Schritte vom Lindenwege wurden zunächſt, wie wunderliche Abenteuerfahrten, mit Nachſicht heißendem Lächeln gebeichtet; faſt immer aber hieß es am Schluß: „Man kauft dort wirklich nicht ſchlecht, — und lächerlich billig“. Natürlich brachte auch der unklug gegen die Waarenhäuſer entfesselte Sturm deren Beſitzern nur Nutzen; ſein Wehen gab ihnen die erwünſchte Gelegenheit, die Vortheile ihrer Betriebsart weitschweifig auseinanderzuſetzen und die vom Großmagazin ausgehende Heilswirkung in Volksverſammlungen propagiren zu laſſen. Die Hoffnung, eines Tages vielleicht den beliebteſten Thiergartenlieferanten, den Demuth, Pétrus, Biſter, Hövell, Névir und ähnlichen Firmen, Kunden abfangen zu können, war nicht mehr utopiſch zu nennen. . . Da fiel in den Lenztraum ein Reiſ: Tieg rückte heran, drängte ſich breitſpurig in die ſelbe Leipzigerſtraße, die Wertheims Allmacht ſo lange beherrſcht hatte. Ueber die von ſolcher Konkurrenz drohende Gefahr war ein Zweifel nicht möglich; und je mehr das Gerüſt wich, der neue Glanz ſichtbar, die kluge Reklamekunſt ſpürbar wurde, um ſo nöthiger ſchien es, ſich gegen den unwillkommenen Römmling zu waffnen. Wertheim hatte im wahrſten Wortſinn vorgebaut: er erweiterte in der Leipziger-, Boß- und Oranienſtraße ſeine Verkaufsräume und wird vor Weihnachten Preſſe und Publikum zu feſtlichen Eröffnungſchmäufen laden. Ohne Tieg und deſſen dräuende Vornotizen wäre wenigſtens im Weſten der koſtſpielige Neubau wohl unterblieben, denn Wertheim hat für die doppelte Kundenzahl Raum genug und in der Adventzeit iſt ein dichtes Gedräng das wirkſamſte Anziehungsmittel. Aber er konnte dem nahenden Konkurrenten nicht den Vortheil des neueren Glanzes laſſen, er mußte gerade jetzt, beim Auftauchen der erſten ernſten Gefahr, zeigen, daß ſeinem Siegerwalten das vor drei Jahren erbaute Gehäuſe ſchon wieder zu eng geworden war. So begann der für die Weltgeſchichte des Kapitalismus nicht unwichtige Kampf der Häuſer Wertheim und Tieg mit einem Millionenopfer.

Die Lage des im Herrschaftrecht Bedrohten blieb trotz diesem Opfer noch schwierig. Vor einem Neubau sammeln sich wohl gaffende Gruppen; aber Tieg hatte den größeren, effektvolleren, dem berlinischen Geschmack besser angepassten Neubau. Durfte man ihm, der schon in der letzten Septemberwoche eröffnen wollte, thatlos den Kundenstrom überlassen, der zu Weihnachten dann vielleicht nicht wieder ins alte Bett zu leiten war? In kritischen Stunden greift selbst der vorsichtigste Stratege zu außerordentlichen Mitteln, um des Schicksals schwankende Gunst an seine Fahnen zu fesseln. Nach langwierigen Angstwehen gebar die wertheimische Phantasie einen vorläufig rettenden Gedanken. Eines Tages las man in fetten lateinischen Lettern, das Waarenhaus A. Wertheim veranstalte „in sämtlichen Abtheilungen einen Extra-Verkauf zu außerordentlich herabgesetzten Preisen“. Unter dieser Anzeige stand: „Da wir einen derartigen Extra-Verkauf von neuen Waaren niemals wieder bieten werden, so können wir diese Gelegenheit zum Einkauf besonders empfehlen.“ Der Walderseeftil des feierlichen Geläudes wurde ein Bißchen verspottet und man glaubte zuerst, mit den „außerordentlich herabgesetzten Preisen“ werde bei näherem Zusehen am Ende nicht viel Staat zu machen sein. Doch dieser Verdacht wahrte nicht lange. Bald trugen entzückte Frauen und Jungfern die frohe Botschaft von fabelhaft billigen Einkäufen umher. Ein Duzend Küchenthücher drei Mark. Ein Golscap, hochfein, zwölf Mark. Ein echtes Perzcollier mit Kopf und drei Schweifen acht Mark und eine halbe. Eine Stahluhr mit Garantieschein vier Mark. Damenhemden mit Spitzen anderthalb Mark. Matrosenblousen für neunjährige Knaben noch nicht zwei, Damenschirme aus Gloria mit Silbergriff noch nicht vier Mark. Eine Dose mit jungen Schoten vierzig Pfennig. Und so weiter. Solche Freudenpost mußte die holde Weiblichkeit aller Stände in Aufruhr versetzen; sie steckte alles Erraffbare zu sich und stürzte ins billige Land. Die Hausherrn durften nicht widersprechen. Eine Gelegenheit, die — es ist ja gedruckt — niemals wiederkehrt! Warum heute nicht wohlfeil kaufen, was man in zwei, drei Monaten viel theurer einhandeln muß? Enthaltksamkeit wäre hier wahrlich die reine Verschwendung. Arthur braucht eine Herbstblouse; unsere Dow-laslaken werden schon recht dünn; und man muß doch bei Zeiten an die Leutebescherung denken . . . Vierzehn Tage lang wurde überall von Wertheims Ausverkaufswundern gesprochen und das Jubelgetreisch übertönte den Gassenrhythmus des Tieg-Walzers. Zweites Millionenopfer? Gewiß nicht. Die wichtigste Kunst des Kundenfängers besteht darin, daß er an den

besseren Waaren verdient, was er an den als Köder ausgeworfenen Massenartikeln zusetzt. Hat er die Weiblein nur erst in der Falle, dann darf er getrost auf die Lockkraft der mit tausend beringten Fingern aus allen Ecken winkenden Verführung bauen und sicher sein, daß die sparsamsten Hausfrauen, die wegen einer unerhört billigen occasion gekommen waren, mit den überflüssigsten Dingen bepackt heimwärts wandern werden. Viel wird Wertheim an dem „Extra-Verlauf“ kaum verdienen; aber die Berliner reden mehr als je von ihm, er räumt sein Lager, kann bei den Lieferanten neue Bestellungen machen und hat, da große Schichten ihre Kaufkraft für eine Weile erschöpft und ihre Bedürfnisse an Kleidung, haltbaren Lebensmitteln und Schmuck befriedigt haben, dem Hause Tiez das Anfangsgeschäft verdorben. Und über ein Kleines, wenn die Bilanz der Wirthschaftskassen wieder günstiger ausfällt, giebt er sein Eröffnungsfest, bietet er im neueren Stapelpalast den Kunden die neueste Augenweide.

Was wird Tiez nun thun?

Mit einem Ausverkauf kann er nicht anfangen. Aber er kann erklären: Zu den wertheimischen Extra-Preisen, die nie wieder kehren sollen, werden bei mir alle Tage die selben Waaren verkauft. Er kann so kalkulirt haben, daß diese Preise ihm bei entsprechendem Umsatz Millionengewinne verheißen. In Coffignons kurzweiligem Buch *Les coulisses de la mode* wird der Wettkampf zweier pariser Waarenhäuser sehr ergötzlich geschildert. Die eine Firma heftet morgens die Preiszettel an, die andere unterbietet sie flink und zwingt die Konkurrentin zu billigerem Angebot. Halbständlich werden in beiden Lagern die Preise herabgesetzt; von zwölf bis vier Uhr vermindern sie sich an einem heißen Schlachttag um fünfzig Prozent. Hüben und drüben wächst die eigensinnige Wuth. Keiner will nachgeben, Keiner dem Gegner den Sieg gönnen. Ich strecke die Waffen nicht, sagt der eine Chef; lieber gebe ich meine Waaren umsonst hin. Siebst Du sie umsonst, läßt der Andere ihm antworten, dann zahle ich meinen Abnehmern noch Etwas zu und jage Dir trotz Alledem so die Kunden ab. Diese nette Geschichte ist nicht erfunden. In Paris wird erzählt, manchmal, an Tagen großer Saisonausstellungen, habe ein Waarenhaus die Attraktionen des anderen von gemiethten Leuten früh aufkaufen lassen und sie dann sofort billiger angeboten, als sie eben noch beim Konkurrenten zu haben waren. Ähnliche Wettläufe werden wir jetzt wahrscheinlich erleben. In Berlin sind aber noch andere Lockmittel denkbar. Wenn der Springbrunnen bei Tiez für zwanzig Pfennige einen süßen Trank spendet, kann Wertheim für jede an der Kasse quittirte Mark einen

Windbeutel, für jeden Thaler eine Portion Himbeereis, für jede Krone einen Kapstuchen als Rabatt gewähren. Wenn Tiez Vorlesungen veranstaltet, kann Wertheim, nach dem Muster von Siegel, Cooper & Co. in New-York, seinen Kunden ein Gesindevermichtungsbureau, eine Kinderbewahranstalt, ein Bankgeschäft, einen Lesesaal mit großer Bibliothek, ein Badebassin und eine Klinik ganz oder fast umsonst zur Verfügung stellen. Und wenn Tiez Zigeunermusik mietet und braune Becken in rothen Atlasblousen Pustaweisen spielen läßt, kann Wertheim sich um eine Theaterkonzession bewerben, die ihm, falls er sich zur Aufführung patriotischer Stücke verpflichtet, gewiß nicht verweigert wird. Die Entscheidung wird aber auch hier stets der Preiskampf bringen und der billigste Mann wird der gesuchteste sein.



Der im Greifenrecht wohnende Herr von Miquel hat gerade jetzt zu dem Streich ausgeholt, der die Blüthe der Waarenhausherrlichkeit knicken soll, und seine Gegner haben grauses Unheil prophezeit, das aus so unmodernem Beginnen erwachsen müsse. Die Waarenhäuser, hieß es, können den Schlag nicht überleben; sie werden ihre Bestände zu Schleuderpreisen ausverkaufen und sich, um der Steuerpflicht zu entgehen, in Spezialgeschäfte spalten, deren Fülle das Absatzgebiet der Kleinändler dann mit noch erschreckenderer Schnelligkeit schmälern wird. Die Kenner lächelten nur, da diese fürchterliche Weissagung ihr Ohr traf; sie wußten: die Waarenhausbesitzer schrien, um für ein paar Jahre vor neuen Lasten bewahrt zu bleiben, würden die Steuerbürde aber ohne Beschwerde tragen. Daß diese Ansicht richtig war, lehrt Tiez, lehren Wertheims Erweiterungsbauten. Nur in Preußen, dem Lande der wirtschaftlichen Verspätungen, glaubt man noch, die Entwicklung bureaukratisch hemmen zu können, die zu einem weite Industriegetriebe unumschränkt beherrschenden Detailgroßhandel führt. In anderen Ländern gilt der Prozeß als entschieden und an den Krieg gegen die Grands Magasins wird nicht nutzlos noch fernere Zeit und Kraft verschwendet. Das Kampfblatt der pariser Waarenhausfeinde, das unter dem pathetischen Titel *La Revendication* lärmend für den schwindenden Haufen der Kleinändler focht, ist längst eingegangen und in Frankreich, England, Belgien, Amerika hofft heute Niemand mehr, der gemächliche Handelsbetrieb stillerer Tage könne je wiederkehren. Die sehr üblen Seiten des Bazarwesens werden nicht verkannt, aber der greifbare Nutzen des neuen Systems, das ein ganzes Gewimmel parasi-

tärer Zwischenglieder auszuschalten vermochte, hat alle Vorurtheile weggeschleudert. Die Waarenhäuser kaufen, wenn sie nicht gar in eigenen Werkstätten fabriziren lassen, direkt, ohne auf Großhändler und Distributeure angewiesen zu sein, vom Produzenten; sie sparen den Vermittlerzuschlag und ihnen, den baar zahlenden Massenabnehmern, werden wesentlich niedrigere Preise berechnet als den Sorgentunden, die auf Kredit oder gegen unsichere Wechsel kleine Posten einhandeln. Selbst bei berlinischem Ladenprunk sind die Spesen des Waarenhauses, das nie kreditirt und nur zu festen, baar bezahlten Preisen verkauft, sind Regiekosten und Miethzins im Verhältniß geringer als beim ärmlichsten Krämer, den der Zusammenbruch eines tief in der Kreide sitzenden Kunden zum Bankerott treiben kann. Hundertmal ist durch unwiderlegbare Ziffern bewiesen worden, daß der kleine Händler mit viel höheren Kosten arbeitet, also auch einen relativ höheren Reingewinn erstreben muß. Aber braucht man überhaupt noch Beweise dafür, daß in jedem Profitkrieg dem stärkeren Kapitalisten der Sieg sicher ist, daß, nach Marzens Wort, der große Expropriateur den kleinen expropriirt? Sollen für Stumm und Krupp, für Tiele-Winkler und Henschel-Donnersmarck andere Wirthschaftsgesetze gelten als für Wertheim und Tieg? Der nationale Politiker mag bedauern, daß die Zahl der wirthschaftlich selbständigen Existenzen, statt, der inneren Volksgesundheit zum Heil, zu wachsen, abnimmt; doch er wird für diese Entwicklung, die der Tendenz aller Großbetriebsformen folgt, nur in eng beschränktem Umfang die Waarenhäuser verantwortlich machen können. Ist ein Rayonchef Wertheims abhängiger als der scheinbar selbständige Krämer, der Wucherzinsen bezahlen und sich täglich mit Bittern und Zagen fragen muß, ob er zum nächsten Quartalschluß die für den Hauswirth und die Hauptlieferanten fälligen Summen aufbringen kann? Und dürfen die Leute, die der Welthändlerpolitik des Deutschen Reiches nicht laut genug zujubeln können, Jeter schreien, wenn Privathändler sich zu den selben gepriesenen Grundsätzen bekennen? Herr Tieg hat in seiner Antrittsvorlesung gesagt, er wolle in neuen Schichten neue Bedürfnisse wecken und sie billiger als sein Konkurrent befriedigen. Dieses Programm wird Manchem nicht sehr verschieden von dem scheinen, für das jetzt deutsche Soldaten in China ihre Haut zu Markt tragen. Verschieden sind nur die beim Kundenfang angewandten Mittel. Noch aber muß erst bewiesen werden, daß Panzerschiffe, Kanonen und Divisionen dabei bessere Dienste leisten als künstliche Brunnen, denen dufende Säfte und zucker süße Eistränke entsprudeln.

Der grausame Krieg der Großen wider die Kleinen währt fort; aber die Entscheidung ist schon gefallen und die Kleinhändler wehren sich, wie die auch in einem Kapitalistenkrieg besiegtten Buren, nur noch mit erlahmender Kraft. Jetzt entbrennt zwischen den Großen der Kampf und er wird in den unter Großmächten üblichen feinen Formen ausgefochten werden. Expansion: so wird nach menschlichem Ermessen auch hier bald das Schlagwort lauten, wenn, wie weiland Herrn Alexander die makedonische Heimath, den Liez und Wertheim der berlinische Kundenkreis zu eng, die Nothwendigkeit, einander ruhelos zu unterbieten, zu lästig wird. Jeder von ihnen kann tausend, kann allenfalls fünfzehnhundert kleine Geschäfte ruiniren; da der unbarmherzige Wettkampf aber die Gewinnrate schmälert, müssen Beide einen schnell wachsenden Umsatz erstreben. Das Versandgeschäft ist bei uns noch wenig entwickelt. Die berlinischen Handels herrscher werden den Kampf um die Eroberung des deutschen Vaterlandes aufnehmen — wenn wir erst elektrische Vollbahnen haben, kann eine Hamburgerin nach dem Morgenkaffee die Fahrt gen Berlin antreten, dort ihre Einkäufe machen und zum Mittagessen wieder am häuslichen Tisch sitzen — und dann von der Regierung Gesetze fordern, die ihnen auch in der Fremde einen Platz an der Sonne sichern. Solche Gesetze sind von Mächtigen in einem Staat zu erreichen, wo die Sehnsucht nach neuen Absatzgebieten alles Denken und Handeln determinirt und wo sogar Herr von Boddieleski bei Banketten verkündet, er sei daheim zwar ein forscher Agrarier, jenseits der vaterländischen Grenzen aber ein rastlos nach Profitmöglichkeiten spähernder Handelsmann. Wird Deutschland nicht herrliche Tage schauen, wenn ganze Provinzen von zwei, drei Versandgeschäften gespeist, möblirt und bekleidet werden und wenn die billigere deutsche Waare im fernen Osten Whiteley und Maple, die Samaritaine und die Belle Jardinière verdrängt? . . . Man sollte gegen die neuen Großmächte, die, ganz wie die alten, eine offizielle und eine offiziöse Presse haben, ganz wie die alten einander mit Riesensummen bekämpfen, nicht ungerade sein; sie sind Produkte einer fromm und bieder kolonisirenden und kultivirenden Zeit. Ihren Kriegen fehlt der romantische Schimmer, der unserem Blick die Kämpfe der Griechen und Troer, der Weißen und Rothen Rose zu umleuchten scheint. Aber wir müssen uns in den Gedanken gewöhnen, daß der Genius der Geschichte nicht nur über Blutgefilde schreitet, sondern seines Welten wandelnden Amtes auch waltet, wenn Liez dem Wertheim bedräut und Wertheim den Liez tapfer die Zähne zeigt.

Moderne Wissenschaft.*)

Ich habe, so gut ich es vermochte, die Arbeit, die mich fünfzehn Jahre beschäftigt hat und die einen mir naheliegenden Gegenstand, die Kunst, behandelt, zu Ende geführt. Wenn ich sage, daß dieser Gegenstand mich fünfzehn Jahre beschäftigt hat, so meine ich damit nicht, daß ich dieses Werk fünfzehn Jahre hindurch geschrieben habe. Ich will damit nur sagen, daß ich vor fünfzehn Jahren angefangen hatte, über die Kunst zu schreiben. Damals glaubte ich, daß ich die Arbeit, wenn ich sie einmal begonnen hätte, auch ohne Unterbrechung zu Ende führen würde. Doch waren, wie sich später zeigte, meine Ansichten über diesen Gegenstand damals noch so unklar, daß ich sie in einer mich befriedigenden Weise nicht zum Ausdruck bringen konnte. Seitdem habe ich unaufhörlich über diesen Gegenstand nachgedacht und sechs- oder siebenmal auch zu schreiben begonnen. Aber so oft ich ein gutes Stück geschrieben hatte, fühlte ich, daß ich nicht im Stande sei, die Arbeit zu Ende zu führen, und ließ sie wieder liegen. Jetzt habe ich sie beendet; und wie schlecht sie mir auch gelungen sein mag, so hoffe ich doch, daß die Grundlagen meiner Gedanken über den falschen Weg, den die Kunst unserer Zeit eingeschlagen hat, über die Ursache dieser Erscheinung und über die wahre Bestimmung der Kunst richtig sind und daß deshalb meine Arbeit, so unvollständig sie auch ist und so vieler Erklärungen und Zusätze sie auch bedarf, doch nicht ganz ohne Nutzen bleiben wird. Früher oder später, so hoffe ich, wird die Kunst den falschen Weg, den sie jetzt wandelt, wieder verlassen.

Aber damit Das geschieht und die Kunst eine neue Richtung nimmt, ist vor Allem nöthig, daß eine andere, eben so wichtige Thätigkeit des menschlichen Geistes, die Wissenschaft, zu der die Kunst stets in einem engen Abhängigkeitsverhältniß gestanden hat, wie die Kunst selbst den falschen Weg verläßt, auf dem sie heute einherstreitet. Wissenschaft und Kunst sind eben so nah mit einander verbunden wie Lunge und Herz, und wenn eins dieser Organe verkrümert, so kann auch das andere nicht richtig funktionieren. Die

*) Dieser Aufsatz ist das Schlußkapitel zu Tolstois Werk „Was ist Kunst?“ Das Werk selbst ist in einer deutschen Uebersetzung bisher leider noch nicht erschienen. In den im Verlage von Hugo Steinig unter den Titeln „Was ist Kunst?“ und „Gegen die moderne Kunst“ erschienenen und Tolstoi zugeschriebenen Schriften ist das Original so entstellt worden, daß sich der Verfasser veranlaßt sah, dem Uebersetzer des hier veröffentlichten Kapitels, Herrn Wladimir Czumirow in Leipzig, sein Handexemplar mit dem Ersuchen zu übersenden, eine authentische deutsche Ausgabe davon zu veranlassen. Dieses Exemplar ist mit zahlreichen handschriftlichen Zusätzen versehen, die auch die von der russischen Censur unterdrückten Stellen enthalten. Das Werk, auch das hier veröffentlichte Kapitel, ist also in dieser Vollständigkeit auch in Rußland noch unbekannt.

wahre Wissenschaft erforscht die Wahrheiten und überliefert den Menschen die Kenntnisse, die von den Menschen einer gewissen Zeit und einer gewissen Gesellschaft für die wichtigsten gehalten werden. Die Kunst aber überträgt diese Wahrheiten aus dem Gebiete des Wissens in das des Gefühls. Und daher wird, wenn der Weg, den die Wissenschaft geht, ein falscher ist, auch die Richtung, die die Kunst verfolgt, eine falsche sein. Die Wissenschaft und die Kunst gleichen gewissen Fahrzeugen, die man früher auf unseren Flüssen sah. Die Wissenschaft bereitet die Bewegung, deren Richtung von der Religion bestimmt wird, vor, gleich jenem Boot, das mit dem Anker vorausfährt und ihn dann auswirft. Die Kunst aber führt die Bewegung erst aus, wie jene Winde auf dem anderen Fahrzeug, die es zu dem ausgeworfenen Anker hingleit. Und deshalb hat eine falsche Thätigkeit der Wissenschaft unbedingt eine eben so falsche Thätigkeit der Kunst zur Folge.

Wie nun Kunst im Allgemeinen eine Uebertragung jeglicher Art von Gefühlen ist, während wir im engeren Sinne die Kunst als solche nur anerkennen, wenn sie uns Gefühle wiedergiebt, die wir für wichtig halten, so ist auch die Wissenschaft im Allgemeinen eine Uebertragung aller möglichen Kenntnisse, während wir im engeren Sinne nur die Wissenschaft so nennen, die uns Kenntnisse überträgt, von deren Wichtigkeit wir überzeugt sind. Den Grad der Bedeutung aber, sowohl der durch die Kunst übertragenen Gefühle als auch der durch die Wissenschaft übertragenen Kenntnisse, bestimmt das religiöse Bewußtsein der Zeit und der Gesellschaft, also die allgemeine Auffassung der Menschen einer gewissen Zeit und Gesellschaft von dem Zweck und der Bestimmung des menschlichen Lebens. Das, was am Meisten zur Verwirklichung dieser Bestimmung beiträgt, wird am Meisten erforscht und gilt für die Hauptwissenschaft; was weniger dazu beiträgt, wird weniger erforscht und gilt für eine weniger wichtige Wissenschaft; und was gar nicht zur Verwirklichung der Bestimmung des menschlichen Lebens beiträgt, wird gar nicht erforscht oder wenigstens nicht für eine Wissenschaft gehalten. So war es immer und so muß es auch jetzt sein, weil die Beschaffenheit des menschlichen Wissens und des menschlichen Lebens eben eine solche ist. Aber die Wissenschaft der oberen Klassen unserer Zeit, jene Wissenschaft, die keinerlei Religion anerkennen will und jede Religion für Aberglauben erklärt, konnte und kann diese Aufgabe nicht erfüllen.

Und deshalb behaupten die Männer der Wissenschaft unserer Zeit, daß sie Alles gleichmäßig erforschen. Aber da Alles zu viel ist (Alles: Das ist die unendliche Menge von Gegenständen) und da man nicht Alles gleichmäßig erforschen kann, so wird Das nur in der Theorie behauptet. In Wirklichkeit aber ist die Intensität der Forschung durchaus nicht gleichmäßig und ihr Gebiet durchaus nicht allumfassend, sondern die Forschung beschränkt

sich nur darauf, was den Leuten, die sich mit der Wissenschaft beschäftigen, nothwendig scheint oder angenehm ist. Am Nothwendigsten ist für die Männer der Wissenschaft, die selbst zu den oberen Klassen gehören, die Erhaltung der Ordnung der Dinge, die diesen Klassen den Genuß ihrer Privilegien sichert. Am Angenehmsten aber ist ihnen Das, was die mäßige Neugier befriedigt, keine zu große geistige Anstrengung erfordert und praktisch verwerthet werden kann.

Und daher beschäftigt sich der eine Theil der Wissenschaften, zu dem die der bestehenden Gesellschaftsordnung angepasste Theologie, eine eben solche Philosophie, Geschichte und Rationalökonomie gehören, hauptsächlich mit dem Versuch des Beweises, daß die bestehende Ordnung der Dinge so sei, wie sie sein müsse, daß sie entstanden sei und zu existiren fortfahre gemäß den unverrückbaren, vom menschlichen Willen unabhängigen Gesetzen und daß deshalb jeder Versuch, diese Ordnung zu erschüttern, ungesetzlich und nutzlos sei. Der andere Theil, die Experimentalwissenschaften, Mathematik, Astronomie, Chemie, Physik, Botanik und überhaupt die Naturwissenschaften, beschäftigt sich nur mit Dem, was keine direkten Beziehungen zum menschlichen Leben hat, was interessant ist und was eine praktische Nutzenanwendung für das Leben der oberen Gesellschaftsklassen ergeben könnte. Um aber diese ihrer sozialen Stellung entsprechende Auswahl der Objekte ihres Studiums zu rechtfertigen, haben die Männer der Wissenschaft, ganz analog der Theorie von der Kunst für die Kunst, die Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft aufgestellt. Wie sich aus der Theorie von der Kunst für die Kunst ergibt, daß die Beschäftigung mit allen Gegenständen, die uns gefallen, Kunst sei, so ist auch nach der Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft das Studium jedes Objektes, das uns interessiert, Wissenschaft.

So beschäftigt sich denn der eine Theil der Wissenschaften, statt danach zu forschen, wie die Menschen leben müßten, um ihre Bestimmung zu erfüllen, damit, daß er die Gesetzmäßigkeit und Stetigkeit der bestehenden schlechten und falschen Ordnung der Dinge zu beweisen sucht, während der andere Theil, die Experimentalwissenschaften, sich mit den Fragen der bloßen Neugier und mit technischen Vervollkommnungen abgibt.

Der erste Theil der Wissenschaften ist nicht nur darum schädlich, weil er die Begriffe der Menschen verwirrt und falsche Lösungen aufdrängt, sondern auch darum, weil er existirt und eine Stelle einnimmt, die die wahre Wissenschaft einnehmen müßte. Schädlich sind diese Wissenschaften auch noch, weil ihrer Existenz zufolge jeder Mensch, der an die Erforschung der wichtigsten Lebensfragen herantreten will, gezwungen wird, zuerst die durch Jahrhunderte hindurch aufgebauten und mit allen Mitteln eines erfinderischen Verstandes unterstützten Lügengebäude niederzureißen, die jede dieser wichtigen Lebensfragen verbergen.

Der zweite Theil, der selbe, auf den die moderne Wissenschaft so stolz ist und der von Vielen für die einzige wahre Wissenschaft gehalten wird, diese Gruppe von Disziplinen ist darum schädlich, weil sie die Aufmerksamkeit der Menschen von den wirklich wichtigen Dingen ablenkt und sie auf wichtige Dinge leitet. Außerdem wirken diese Wissenschaften dadurch direkt schädlich, daß, bei der falschen sozialen Ordnung, die von der ersten Gruppe der Wissenschaften gerechtfertigt und unterstützt wird, der größte Theil der durch diese Wissenschaften gezeitigten technischen Errungenschaften nicht zum Nutzen, sondern zum Schaden der Menschheit ausschlägt.

Es kann doch nur den Menschen, die diesen Forschungen ihr ganzes Leben gewidmet haben, scheinen, daß alle Erfindungen, die auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gemacht werden, wirklich sehr wichtige und nützliche Werke sind. Und auch diesen Leuten erscheint Das nur darum so, weil sie sich nicht umschauen und nicht merken, was wirklich wichtig ist, weil sie die Fragen von ungeheurer Bedeutung nicht sehen, die unser Leben umgeben und nach einer Antwort verlangen, während unsere Gesellschaft diese Fragen ruhigen Herzens den Sadduzäern und Pharisäern, den kirchlichen und staatlichen Sophisten überläßt. Sie brauchen nur ihren Kopf von jenem psychologischen Mikroskop zu erheben, durch das sie die Dinge betrachten, sich nur umzuschauen, um zu erkennen, wie nichtig alle die ihnen einen so naiven Stolz gewährenden Kenntnisse sind (ich meine damit nicht einmal nur die bloß gedachte Geometrie, die Spektralanalyse, die Milchstraße, die Formen der Atome, die Schädelmaße der Menschen des steinernen Zeitalters und ähnliche Nichtigkeiten, nein, sogar die Kenntniß der Mikroorganismen, der X-Strahlen u. s. w.), wie nichtig alle diese Kenntnisse sind im Vergleich mit jenen, die wir vollständig vernachlässigen und den staatlichen Professoren der Theologie, der Jurisprudenz, der Nationalökonomie, der Finanzwissenschaft zur Deute und zur Entstellung überantwortet haben. Wir brauchen uns nur umzuschauen und wir werden erkennen, daß die der wahren Wissenschaft zukommende Thätigkeit nicht in der Erforschung Dessen besteht, was uns zufällig interessiert, sondern in dem Studium der Frage, wie das menschliche Leben eingerichtet werden müsse, in dem Studium der Fragen der Religion, der Sittlichkeit, des sozialen Lebens, ohne deren Beantwortung alle Kenntniß der Natur schädlich oder nichtig ist.

Wir freuen uns sehr darüber und sind sehr stolz darauf, daß unsere Wissenschaft uns die Möglichkeit giebt, die Kraft des Wasserfalles auszunutzen und diese Kraft zu zwingen für die Fabriken zu arbeiten, daß wir durch die Berge Tunneln bohren u. s. w. Schade nur, daß wir diese Kraft des Wasserfalles zwingen, nicht zum Nutzen der Menschheit zu arbeiten, sondern zur Bereicherung der Kapitalisten, die Luxusgegenstände oder Werkzeuge zur Menschendenichtung produziren. Das selbe Dynamit, mit dem wir die

Berge sprengen, um Tunneln zu bauen, verwenden wir im Kriege, dem wir nicht entsagen wollen, den wir sogar für nothwendig halten und zu dem wir uns beständig rüsten.

Wenn wir jetzt aber verstehen, Schutzimpfungen gegen Diphtheritis vorzunehmen, mit X-Strahlen eine Nadel im Körper aufzufinden, einen Buckeligen gerade zu machen, Syphilis zu heilen und Staunen erregende Operationen auszuführen: wir würden auf diese Errungenschaften, seien sie auch unanzweifelbar, nicht so stolz sein, kennen wir nur die eigentliche Bestimmung der wahren Wissenschaft. Wenn nur ein Zehntel der Kräfte, die jetzt auf Gegenstände der einfachen Neugier und praktischen Anwendung verausgabt werden, auf die wahre Wissenschaft, die das Leben der Menschen zum Gegenstand hat, verwendet würde, dann würde die größere Hälfte der jetzt kranken Menschen gar nicht die Krankheiten haben, von denen in den Kliniken und Hospitälern der allerwinzigste Theil geheilt wird; es würde keine in Fabriken gezüchteten dystrophischen, buckeligen Kinder geben, keine fünfzig Prozent Sterblichkeit unter Kindern, keine Entartung ganzer Geschlechter, keine Prostitution, keine Syphilis, kein Morde von Hunderttausenden im Krieg, keine Schrecken des Wahnsinns und der Leiden, die unsere moderne Wissenschaft für eine nothwendige Bedingung des menschlichen Lebens hält.

Wir haben den Begriff der Wissenschaft so entstellt, daß den Menschen unserer Zeit die Erwähnung von Wissenschaften sonderbar erscheint, die es bewirken sollten, daß es keine Sterblichkeit von Kindern mehr giebt, keine Prostitution, keine Syphilis, keine Entartung ganzer Geschlechter, keinen Massenmord von Menschen. Uns scheint die Wissenschaft nur dann Wissenschaft, wenn ein Mensch im Laboratorium Flüssigkeiten aus einer Retorte in die andere gießt, das Spektrum analysirt, Frösche oder Meerschweine schindet oder in einem besonderen wissenschaftlichen Jargon ein unklares, ihm selbst halb verständliches theologisches, philosophisches, historisches, juristisches, nationalökonomisches Gewebe von konventionellen Phrasen webt, die nur den Zweck haben, zu beweisen, daß Alles, was ist, auch sein muß.

Aber die Wissenschaft, die wahre Wissenschaft, eine Wissenschaft, die das Maß von Hochachtung, das jetzt nur den Vertretern eines, des am Wenigsten wichtigen Theiles der Wissenschaft gewährt wird, wirklich verdienen würde, diese wahre Wissenschaft besteht darin, zu erfahren: woran man glauben und woran man nicht glauben soll, wie man das Gemeinleben der Menschen gründen und wie man es nicht gründen soll, wie man die geschlechtlichen Beziehungen regeln, die Kinder erziehen, den Boden bebauen, ihn selbst, ohne Unterdrückung anderer Menschen, bebauen, wie man die fremden Rassen, die Thiere behandeln soll, und viele andere für das Leben des Menschen wichtige Fragen zu beantworten. So beschaffen war immer die wahre Wissen-

schaft und so beschaffen muß sie sein. Und eine solche Wissenschaft keimt in unserer Zeit auf; aber sie wird auf der einen Seite von all den orthodoxen Entstellern der Wahrheit, die die bestehende Ordnung der Dinge verteidigen, angefochten und gelugnet, auf der anderen Seite von denen, die mit den experimentalen Wissenschaften beschäftigt sind, für eine leere und unnütze, für eine unwissenschaftliche Wissenschaft gehalten.

Es erscheinen zum Beispiel Schriften und Predigten, die zu beweisen suchen, wie veraltet und unsinnig der kirchliche Fanatismus ist, und auf die Nothwendigkeit der Ausgestaltung einer vernünftigen, der Zeit entsprechenden Weltanschauung hinweisen. Die ganze als wirkliche Wissenschaft anerkannte Theologie jedoch ist nur damit beschäftigt, solche Schriften zu widerlegen und immer neue und neue Spitzfindigkeiten zu erfinden, um den längst überlebten und sinnlos gewordenen Aberglauben zu stützen und aufs Neue zu beleben.

Oder es wird den Menschen verkündet, daß der Grund und Boden nicht ein Object des Privateigenthums sein kann und daß eine der Hauptursachen des menschlichen Elends die Anerkennung der Gesetzmäßigkeit des Privatgrundbesitzes ist. Man sollte meinen, daß die wahre Wissenschaft eine solche Predigt begrüßen und aus dieser Behauptung die weiteren Konsequenzen ableiten müßte. Das aber thut die Wissenschaft unserer Zeit nicht; nein: die Nationalökonomie beweist das Gegentheil, beweist, daß der Grundbesitz, wie auch jeder andere, sich immer mehr in den Händen weniger Besitzer concentriren müsse, wie es ja auch die heutigen Marxisten behaupten.

Ferner sollte man es für eine Aufgabe der wahren Wissenschaft halten, die Unvernunft, Schädlichkeit und Unsittlichkeit des Krieges und der Todesstrafe zu beweisen, oder die Unmenschlichkeit und Schädlichkeit der Prostitution, oder die Sinnlosigkeit, den Schaden und die Unsittlichkeit des Genusses narkotischer Mittel und animalischer Nahrung, oder die Unvernunft, Schädlichkeit und Ueberlebtheit des fanatischen Patriotismus. Schriften, in denen Solches gesagt wird, existiren auch, aber sie werden als nicht wissenschaftlich betrachtet. Als wissenschaftlich aber werden entweder solche Schriften angesehen, die beweisen, daß alle diese Erscheinungen sein müssen, oder solche, die sich mit Fragen müßiger Neugier beschäftigen und nicht die geringste Beziehung zu dem menschlichen Leben haben.

Das ist die herrschende Wissenschaft unserer Zeit.

Die Abweichung der Wissenschaft unserer Zeit von ihrer wahren Bestimmung ist überraschend klar an den Idealen zu erkennen, die sich einige Männer der Wissenschaft gebildet haben, Idealen, die von der Mehrzahl der Gelehrten nicht verneint, sondern anerkannt werden. Diese Ideale werden nicht nur in dummen modernen Büchern, die die Welt nach tausend oder dreitausend Jahren schildern, ausgesprochen, sondern auch von Soziologen,

die sich für ernste Gelehrte halten. Eins dieser Ideale soll sein, daß die Nahrung, statt aus der Erde durch Ackerbau und Viehzucht gewonnen zu werden, in Laboratorien auf chemischem Wege hergestellt werden wird und daß die menschliche Arbeit fast ganz durch die nutzbar gemachten Naturkräfte ersetzt werden wird. Der Mensch wird nicht mehr, wie jetzt, ein von einem von ihm gezüchteten Huhn gelegtes Ei essen, oder Brot, das er auf seinem Acker gebaut hat, oder einen Apfel von einem Baume, dem er Jahre hindurch gezogen hat und der unter seinen Augen gewachsen ist und geblüht hat, sondern er wird eine schwachhafte, kräftigende Nahrung genießen, die in Laboratorien durch die gemeinsame Arbeit vieler Leute hergestellt werden wird, eine Arbeit, an der auch er einen geringen Theil haben wird. Viel zu arbeiten wird er übrigens nicht nöthig haben, so daß alle Menschen im Stande sein werden, sich dem selben Mühsüßgang hinzugeben, dem sich jetzt die höheren, herrschenden Klassen hingeben.

Nichts zeigt klarer als diese Ideale, wie weit die Wissenschaft unserer Zeit von dem rechten Wege abgewichen ist.

Die ungeheure Mehrheit der Menschen hat heute keine gute und genügende Nahrung; das Selbe gilt auch von der Wohnung, der Kleidung und von allen wichtigsten Bedürfnissen. Außerdem ist die selbe ungeheure Mehrheit der Menschen gezwungen, zum Schaden ihres Wohlergehens unaufhörlich und über die Kräfte hinaus zu arbeiten. Diesen Uebelständen wäre sehr leicht abzuhelfen durch die Vernichtung der gegenseitigen Konkurrenz auf dem Gebiete des Luxus, der ungerichten Vertheilung der Reichthümer, überhaupt durch die Vernichtung der ganzen falschen und schädlichen Ordnung der Dinge und durch die Einrichtung eines vernünftigen Lebens der Menschen. Die Wissenschaft aber meint, daß die bestehende Ordnung der Dinge unveränderlich ist, wie es die Bahnen der Gestirne sind, und daß deshalb die Wissenschaft nicht diese Ordnung als falsch nachzuweisen und eine vernünftige Lebensordnung einzuführen habe, sondern die Aufgabe habe, alle Menschen bei dieser bestehenden Ordnung satt zu machen und ihnen die Möglichkeit zu geben, eben so müßig zu sein, wie es jetzt die lasterhaft lebenden herrschenden Klassen sind. Dabei wird ganz vergessen, daß die Ernährung durch Brot, Gemüse, Früchte, die durch eigene Arbeit dem Boden abgewonnen werden, die angenehmste und gesundeste, leichteste und natürlichste Ernährungsweise ist und daß die Uebung der Muskeln durch Arbeit eine eben so nothwendige Lebensbedingung ist wie die Oxydation des Blutes durch das Athmen. Wer Mittel erfinnt, mit deren Hilfe die Menschen bei einer falschen Vertheilung des Eigenthums und der Arbeit sich durch chemische Nahrungsbereitung gut ernähren könnten, handelt genau so weise wie Der, der Sauerstoff in die Lungen eines Menschen zu pumpen versucht, der in einem

geschlossenen Raum mit schlechter Luft lebt, während man doch nur aufzuhören brauchte, diesen Menschen im geschlossenen Raum zu halten.

In der Welt der Pflanzen und Thiere ist ein Laboratorium zur Nahrungsbereitung geschaffen, wie es von keinem Professor besser eingerichtet werden kann, und um an den Früchten dieses Laboratoriums seinen Theil zu haben, braucht der Mensch sich nur immer dem freudigen Bedürfniß nach Arbeit hinzugeben, ohne die das Leben der Menschen qualvoll bleibt. Und die Männer der Wissenschaft unserer Zeit, statt alle ihre Kräfte zur Beseitigung Dessen zu verwenden, was den Menschen hindert, diese für ihn bereiteten Güter zu genießen, erkennen eine Lage, die den Menschen dieser Güter beraubt, als unveränderlich an; und statt das Leben der Menschen so einzurichten, daß sie freudig arbeiten und sich von dem Ertrag der Erde ernähren könnten, suchen diese Männer nach Mitteln, die Menschen zu künstlichen Krüppeln zu machen. Das ist genau das Selbe, als wenn man, statt einen Menschen aus dem Gefängniß in die frische Luft zu lassen, Mittel erfinden wollte, ihn mit Sauerstoff vollzupumpen und so zu erreichen, daß er, statt im Hause, in einem dumpfen unterirdischen Gewölbe leben könnte. Solche falsche Ideale wären nicht möglich, wenn die Wissenschaft nicht auf einem falschen Wege angelangt wäre.

„Auf der Welt ist keine Wissenschaft, die von der Kunst wiedergegeben werden. Welche Gefühle aber kann eine solche, auf einem falschen Wege befindliche Wissenschaft hervorrufen? Die eine Abtheilung dieser Wissenschaft ruft zurückgebliebene, überlebte und für unsere Zeit schlechte und abnorme Gefühle hervor. Die andere aber kann, da sie sich mit der Erforschung von Gegenständen beschäftigt, die zum menschlichen Leben in keiner Beziehung stehen, schon ihrem Wesen nach nicht als Basis für die Kunst dienen. So muß denn die Kunst unserer Zeit, um eine Kunst zu sein, sich selbst, unabhängig von der Wissenschaft, die Wege bahnen oder aber die Hinweistheile der nicht anerkannten, von der orthodoxen Wissenschaft geleugneten Wissenschaft benutzen. Das thut die Kunst, wenn sie auch nur zum Theil ihre Bestimmung erfüllt.“

Hoffen wir, daß die Arbeit, die ich im Gebiete der Kunst versucht habe, auch für die Wissenschaft geleistet werden wird; hoffen wir, daß den Menschen der Irrthum der Theorie von der Wissenschaft für die Wissenschaft gezeigt werden wird, daß die Nothwendigkeit der Anerkennung der christlichen Lehre in ihrer wahren Bedeutung festgestellt und daß auf Grund dieser Lehre eine Umwerthung all jenes Wissens, das wir heute besitzen und auf das wir so stolz sind, vollzogen werden wird. Hoffen wir, daß die Wichtigkeit der empirischen Wissenschaft bloßgelegt werden und die Wichtigkeit des religiösen, moralischen und sozialen Wissens hervorgehoben werden wird und daß diese

Wissenschaften nicht, wie jetzt, der Leitung allein der höheren Klassen überlassen bleiben, sondern zur wichtigsten Beschäftigung all der freien und wahrheitsliebenden Menschen werden, die, nicht immer im Einverständnis mit den höheren Klassen, sondern oft auch ihnen zuwider, den Fortschritt der wahren Wissenschaft des Lebens bewirkt haben.

Die mathematischen, astronomischen, physikalischen, chemischen und biologischen Wissenschaften aber, eben so wie die technischen und medizinischen, werden nur in dem Maße Gegenstand des Studiums bleiben, wie sie zu der Befreiung der Menschen von den religiösen, juristischen und sozialen Lügen beitragen oder zum Besten aller Menschen und nicht nur einer Klasse dienen werden. Nur dann wird die Wissenschaft aufhören, Das zu sein, was sie jetzt ist: ein System von Sophismen, die zur Aufrechterhaltung der überlebten Lebensordnung nothwendig sind, und ein formloser Haufe alles erdenklichen, meist wenig oder überhaupt nicht nöthigen Wissens. Nur dann wird die Wissenschaft zu einem schönen organischen Ganzen werden mit einer sicheren, allen Menschen verständlichen und vernünftigen Bestimmung: zur Kenntniß der Menschen die Wahrheiten zu bringen, die dem religiösen Bewußtsein unserer Zeit entspringen.

Und nur dann wird auch die Kunst, die von der Wissenschaft abhängt, Das werden, was sie sein kann und sein muß: ein eben so wie die Wissenschaft wichtiges Organ des Lebens und der Evolution der Menschheit.

Die Kunst ist nicht ein Mittel des Genusses und der Zerstreuung, sondern sie ist etwas sehr Wichtiges. Die Kunst ist das Organ im Leben der Menschheit, das die vernünftige Erkenntniß der Menschen zu dem Gefühl hinüberleitet. In unserer Zeit besteht die allgemeine religiöse Erkenntniß der Menschen in der Erkenntniß der Brüderschaft der Menschen und ihres Wohles in der Vereinigung. Die wahre Wissenschaft muß uns die verschiedenen Formen der Anwendung dieser Erkenntniß im Leben weisen. Die Kunst muß diese Erkenntniß dem Gefühl übermitteln.

Die Aufgabe der Kunst ist eine riesenhafte: die wahre Kunst, mit Hilfe der Wissenschaft von der Religion geleitet, muß bewirken, daß die friedliche Gemeinschaft der Menschen, die jetzt durch äußere Mittel erstrebt wird — durch Gerichte, Polizei, Wohlthätigkeitsanstalten, Arbeitsinspektion u. s. w. — durch die freie, freudige Thätigkeit der Menschen erreicht wird. Die Kunst muß die Brutalisierung des Menschengewisses beseitigen. Das kann nur die Kunst.

All Das, was jetzt, unabhängig von der Furcht vor Strafe und Gewaltthat, das gemeinschaftliche Leben des Menschen möglich macht, ist durch die Kunst erreicht worden und kommt in unserer Zeit schon einem großen Theil unserer Lebensordnung zu Statten. Wenn durch die Kunst die Sitte überliefert werden konnte, so und so mit den Gegenständen der Religion um-

zugehen, so und so mit den Eltern, mit den Kindern, mit den Frauen, mit Verwandten, Freunden, Ausländern, sich so und so gegenüber den Älteren zu verhalten, so und so gegenüber den Höher Stehenden, so und so gegenüber den Leidenden, so und so gegenüber den Thieren, so können durch die selbe Kunst auch andere, dem religiösen Bewußtsein unserer Zeit näherstehende Sitten geschaffen werden. Wenn durch die Kunst das Gefühl der Ehrfurcht vor Heiligenbildern, vor dem Abendmahl, vor den Königen übertragen werden konnte, das Gefühl der Schande vor Verrath der Freunde, das Gefühl der Treue zu den Fahnen, der Nothwendigkeit der Rache für erlittene Kränkung, des Bedürfnisses, zum Besten der Kirche zu opfern, der Pflicht, die eigene Ehre und den Ruhm des Vaterlandes zu verteidigen: so kann die selbe Kunst auch Ehrfurcht vor der Würde eines jeden Menschen wecken, Ehrfurcht vor dem Leben eines jeden Thieres, Abscheu vor dem Luxus, vor der Rachsucht, vor der Vergeudung von Gegenständen, die anderen Menschen nothwendig sind; kann die selbe Kunst auch die Menschen zwingen, freiwillig und freudig, ohne daß sie den Zwang merken, sich selbst im Dienste der Menschheit aufzuopfern.

Die Kunst muß erreichen, daß das Gefühl der Brüderlichkeit und Liebe zu den Nächsten, das jetzt nur den besten Menschen der Gesellschaft zugänglich ist, zu einem gewöhnlichen Gefühl, zu einem Instinkt fuer Dreihundert werde. Wenn sie in den Menschen das Gefühl der Brüderlichkeit und Liebe auf dem Boden der Phantasie hervorrufen, wird die religiöse Kunst die Menschen daran gewöhnen, auch auf dem Boden der Wirklichkeit unter ähnlichen Umständen die selben Empfindungen zu haben; sie wird in die Seelen der Menschen jene Schienen legen, über die dann die Handlungen der durch die Kunst erzogenen Menschen ganz von selbst und natürlich hinrollen werden. Eine volkstümliche Kunst aber, die die verschiedensten Menschen in einem Gefühl vereinigt und alle Scheidung vernichtet, wird die Menschen zur Einigkeit erziehen, sie wird die Menschen nicht durch Raisonnements, sondern durch das Leben selbst die Freude an einer durch keine gesellschaftlichen Schranken behinderten Einigung kennen lehren.

Die Bestimmung der Kunst unserer Zeit ist, aus dem Gebiet des Verstandes in das des Gefühls die Wahrheit zu übertragen, daß das Wohl der Menschen in ihrer Einigung besteht, und so an die Stelle der jetzt herrschenden Brutalität jenes Reich Gottes, der Liebe, zu setzen, das uns Allen als das höchste Lebensziel der Menschheit erscheint. Vielleicht wird künftig die Wissenschaft der Kunst noch neue, höhere Ideale zeigen; aber in unserer Zeit ist die Bestimmung der Kunst einfach und klar. Die Aufgabe christlicher Kunst ist: die Verwirklichung der brüderlichen Vereinigung der Menschen.



Judas.

Metella!

„Sei begrüßt, Klauus!“

„Wie fühlst Du Dich heute, theure Freundin? Noch so unselig wie gestern?“

„Noch unseliger.“

„Bei allem Schönen dieser Erde! Wir müssen Etwas ausdenken, das Dich heiter stimmt. Was wird Livius sagen, wenn er von seinem Streifzug zurückkehrt?“

„O Livius! Ich wollte, ich hörte und sähe nie wieder Etwas von ihm.“

„Wie? Von Deinem Livius?“

„Ja, Das war er.“

„Was hat er gegen Dich verbrochen?“

„Das Aergste, das ein Liebhaber verbrochen kann: Er hat mich betrogen.“

„Betrogen? Mit wem?“

„Mit Judäa.“

„Mit Judäa? Vergieb, Metella: ich verstehe Dich nicht.“

„Auch auf Deinen Geist scheint das fürchterliche Land zu drücken, sonst müßtest Du mich verstehen. Als Livius in Rom den Befehl erhielt, mit Hilstruppen nach Syrien aufzubrechen, beschwor er mich, wenn er mir Botschaft zukommen ließe, ihn nachzufolgen. Du weißt, daß nichts Ungewöhnliches darin liegt. Eine Reihe uns bekannter Frauen ist ihren Gatten und Verwandten gefolgt. Von Caesarea aus gab er mir Nachricht. Er schilderte mir das Leben und die Leute da in Farben, die meine Neugier reizen mußten. Ich scheute die mühselige Reise nicht und kam.“

„Nun . . . und?“

„Kaum angelangt, wird Livius nach Tyrus zur Unterdrückung eines Aufstands und von dort nach Jerusalem geschickt. Was sollte ich thun? Da ich ihm einmal gefolgt war, mußte ich ihn weiter begleiten. Aber glaubst Du vielleicht, daß er hier ständig weilt? Nein. Fast täglich giebt's in den kleinen Orten der Umgebung Streitereien und Empörungen zu schlachten. Ich frage Dich: Was braucht der Caesar so viele Rücksichten auf diese handvoll Hebräer zu nehmen? Was gewinnt er durch Judäa? Weshalb macht er nicht kurzen Prozeß mit diesen Leuten? Was soll all die Langmuth, die Schonung? Denke Dir, gestern ließ ich mich nach dem Tempel tragen. Plötzlich stellt sich uns der Hauptmann der Tempelwache in den Weg. Auf meine erzürnte Frage deutet er auf eine Tafel, auf der griechisch und in unserer Sprache Allen, die nicht Juden sind, verboten wird, weiterzubringen. Und wenn ich doch weiter ginge? fragte ich höhnisch. Dann wirfst Du den Gerichten übergeben, die Dich steinigen lassen. Was sagst Du dazu?“

„Das Gebot kenne ich schon längst, schöne Metella. Der Caesar will Religionsfreiheit in seinem Reich und schützt die Ideale seiner Unterthanen. Ich finde es richtig von ihm.“

„Ich nicht. Wenn wir die Herren sind, müssen wir frei hingehen können, wohin wir wollen. Wir sind aber nicht die Herren hier, wie es scheint.“

„Aergere Dich nicht, Freundin, und mach kein so böses Gesicht. Was geht Dich die Polizei, der Caesar an? Du bist Deinem Liebsten hierher gefolgt

und langweilst Dich. Aber diese unruhige Zeit kann ja nicht immer währen; bald hast Du Ihn wieder.“

„Ach . . . ich wollte, er hätte mich nicht gerufen.“

„Ich finde es hier nicht so schrecklich.“

„Ja, Du bist ein Gelehrter. Du bist nach Syrien gekommen, um Pflanzen zu sammeln; was gehen Dich andere Dinge an?“

„Richtig; aber ich habe doch auch offene Augen für Anderes.“

„Findest Du etwa Jerusalem schön? Dieser Tempel, der noch nicht fertig gebaut ist und in dessen vollendetem Theil sie Einen nicht hineinlassen! Diese langweiligen Paläste mit ihren sich immer wiederholenden Pflanzenornamenten und den freudlosen lahlen Blüthen an ihrer Außenseite! Bei uns haben die Bettler schönere Wohnstätten.“

„Du sprichst von Hella.“

„Rein, ich rede nicht von meinem Vaterland, sondern von meiner zweiten Heimath: von Rom. Und diese Leute hier! Die Männer verhüllen sich das Gesicht, wenn ihnen ein Weib auf der Straße begegnet.“

„Das thun nur die Pharisäer.“

„Wer sind Die?“

„Gelehrte, die sich mit frommen Studien befassen.“

„Auch das Volk ist nicht besser. Es liegt etwas so Freudloses, in sich Verbohrtes, auf ihm.“

„Du siehst zu dunkel, theuerste Metella. Uebrigens: ich will Dir einen Vorschlag machen. Kennst Du Jerusalems Umgebung? Bethanien, Kidron? Kennst Du die Provinzen? Da lebt ein ganz lebenswürdiger Menschenschlag. Auch die Natur ist freundlicher als in dem dürrn Jerusalem.“

„Ich kenne hier gar nichts. Seit den paar Wochen meines Hierseins fühle ich mich höchst verlassen und unglücklich.“

„Wann kommt Vivius zurück?“

„Das ist nicht bestimmt.“

„Nun, vielleicht könnten wir die Zeit zu Ausflügen benützen. Liebst Du Hügel, Quellen, Wiesen mit vielen Blumen, Weingärten, in denen der Gesang der Hirten ertönt?“

„Sehr! Das erinnert mich an mein Landhäuschen bei Antium. Hätte ich es nie verlassen!“

„Du siehst es ja wieder. Einstweilen wollen wir nach Galiläa hinüber; dort ist der See blau wie der Horizont. An seinen Ufern, höre ich, solls allerlei Neues geben.“

„Schöne Natur, Freiheit und Neuigkeiten? Das wäre ja herrlich. O, ich liebe das Neue so!“

„Das ist etwas ganz Altes bei den Frauen.“

„Auch etwas ganz Begreifliches. Wenn wir nicht Mütter sind, ist unser Leben zum Sterben langweilig.“

„Wie, so redet Vivius' Freundin?“

„So redet ein Weib, das nebenbei Vivius' Freundin ist.“

„Nebenbei! Hübsch ausgedrückt, schöne Metella; Dein Liebster kann Freude an Dir haben.“

„Sollte ich immer nur ein girrendes Thüblein bleiben, das nach seinem Lauber verlangt? Ich möchte einmal etwas Anderes.“

„Ach so! Nun, ich bin zwar Livius' Freund; aber trotzdem wage ich, mich Dir besonders anzupfehlen, wenn Du Dich nach Veränderung sehnst.“

„Ich glaube, ich bin der Liebe satt. Ich weiß nicht: hat diese schreckliche Stadt mich umgestimmt oder . . .“

„Wie wärs, wenn Du zu den Therapeuten gingst?“

„Was ist Das?“

„Jüdische Mönche und Nonnen, die der Betrachtung Jehovas leben. Eins ihrer Stammhäuser liegt bei Alexandria.“

„Jehova? Das ist der Gott, von dem man sich kein Bild machen darf, der immer zürnt? Nein, mit diesem finsternen Gott will ich nichts zu thun haben. Weißt Du: die Götter alle bewegen mich nicht mehr. Sie sind alt geworden. Sie hören nicht mehr, sie sehen nicht. Wenn Jupiter sehen könnte, würde er balden, daß der Caesar eines fremden Gottes Stätte beschützt.“

„Du bist klug, Metella. Und . . . wahrhaftig? Sehe ich recht? Thränen in Deinen Augen? Du, die Kalte, Schöne, Grausame, die ruhig zusehen kann, wenn man einen Sklaven zu Tode peitscht?“

„Ich weiß nicht, mir ist so wunderbar. Sag: giebt's hier keinen Cirkus, keine Volksfestspiele?“

„Nein; aber wir wollen nach Galilda. Der Wein dort drüben und die Fischer mit ihren sanften Gesängen werden Dich froh stimmen.“

„Warst Du schon dort?“

„Ja, einmal, aber da regnete es so sehr, daß ich wenig erkennen konnte. Doch meinst Du nicht, daß Livius eifersüchtig wird, wenn Du mit mir hinüberreist? Du lächelst verächtlich? Armer Livius! Ich hole Dich also ab. Noch Eins. Erwarte nicht etwa, August bei den schlichten Provinzlern zu finden.“

„Schicke die Leute fort und laß uns lustwandeln. Ist Das Wirklichkeit? Das Schilf neigt sich träumend in der Sonne und flüstert. Und die blauen Wasser sind bewegt, als ob sie zitterten. Hochgeschwellte Trauben wollen ihren süßen Saft vergießen. Wo sind die Kelche, die ihn auffirgen? Auf den Feldern steht das Korn reif. Wo ist die Sense, die es mäht? Die Oliven und Feigen hängen reif an den Ästen. Wo sind die Hände, die sie pflücken? Ist Das eine verzauberte Einsamkeit! Und auf den Hügeln die Hütten; alle stehen leer. Wo sind die zwitschernden Kleinen, die jungen Rätter, die sie gewiß sonst bevölkern? Glaukus, Glaukus, wohin hast Du mich geführt? Ist Das die Erde? Das ist ein Aufenthaltort Seliger. Aber wo sind sie? Komm, laß sie uns suchen. Hier liegt ein Kahn. Rudere mich hinaus in die blauen, zitternden Wasser.“

„Wollen wir nicht lieber hier am Uferweg weitergehen? Auch mich nimmt diese Stille Wunder. Es muß irgend ein Festtag oder etwas Aehnliches sein. Sieh: dort kommen zwei Männer; wir wollen sie fragen.“

„Seid gegrüßt! Wänt Ihr uns sagen, was hier los ist? Wir wollten uns in den See hinausrudern lassen, aber es ist Keiner da, der es thut. Wo sind die Schiffer, die Leute, die hier wohnen?“

„Wir sind nicht aus der hiesigen Gegend, wir kommen aus Howasin. Aber so viel wir gehört haben, spricht der Nazarener. Da ist alles Volk um ihn.“

„Was haben sie gesagt, Klaufus? Ich verstand kein Wort.“

„Er sagte, daß der Nazarener predige. Das ist mir ganz willkommen. Ich wollte Dir gern diesen merkwürdigen Mann zeigen, von dem man zu reden beginnt.“

„Wer ist es?“

„Ein Pharisäer, aber anders als die Andern. Ich selbst habe ihn noch nicht gehört. Uebrigens hier im Lande ist Alles voll der sonderbarsten Schwärmer. Wenige Stunden von hier im Gebirge wohnt einer namens Simon, der Wunder thun soll.“

„Wunder? Wie schön! Spricht auch Der heute?“

„Ich weiß nicht. Suchen wir zuerst ihn, den sie den Nazarener nennen.“

„Laß die Säuste kommen.“

„Wir wollen lieber gehen, Metella. Es würde zu viel Aufsehen erregen. Wir sind hier unter Fischen und Hirten.“

„So komm!“

„Wirst Du aber auch nicht müde werden?“

„Sieh den alten Delbaum da. Wie verkrüppelt er ist.“

„Du weißt, die verkrüppelten liefern die besten Früchte.“

„Wie wunderbar ist diese stille Lust! Horch: Stimmen.“

„Hinter uns kommt ein Trupp Leute.“

„Lassen wir sie vorausgehen; sie stören die Ruhe.“

„Hast Du verstanden, wovon sie sprachen?“

„Nein.“

„Von Jason, dessen Rede sie zu hören gehen.“

„Wer ist Jason?“

„Der Nazarener, der spricht.“

Hier sind sie bewegter... Klaufus, hast Du schon einen so tiefblauen Himmel gesehen?“

„Selten.“

„Was ist Das dort drüben auf dem Hügel? Ein großer Fels, der sich bewegt.“

„Es ist eine Schaar Menschen. Da ist sicher er, der spricht.“

„Laß uns den schmalen Weg durch die Reben nehmen.“

„Es steigt. Sieh Acht, daß Du nicht strauchelst. Stütze Dich auf meinen Arm. Du zitterst ja?“

„Ich weiß nicht... ich war lange nicht unter vielen Menschen.“

„Wir wollen ganz hinten bleiben.“

„Aber doch so, daß wir ihn verstehen.“

„Natürlich. Sieh Dich um: diese herrliche Aussicht!“

„Was geht mich die Aussicht an! Komm!“

„Nicht so schnell die Höhe hinan. Sei behutsamer.“

„Klaufus!“

„Ruhig!“

„Diese Stimme! Was hat er gesagt?“

„Selig sind, die Leid tragen, denn sie werden getröstet werden.“

„Klaufus, ich muß ihn sehen.“

„Bleib ruhig, Du kannst ihn nicht sehen. Eine Menge Volks umgiebt ihn.“

„Siehst Du ihn?“

„Nein. Sie hocken auf den Bäumen und klettern einander auf die Schultern, um ihn zu erblicken.“

„Was sagte er jetzt? Dort mischt sich ein Weis Thränen aus den Augen.“

„Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erbreich besitzen.“

„Und jetzt?“

„Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

„So still war noch nie die Luft.“

„Er hat eine mächtige Stimme.“

„Das finde ich nicht. Aber die Ohren schärfen sich und werden hellhörend.“

Wie muß Der aussehen, der so spricht!“

„Metella, Metella, bist Du toll?“

„Laß mich, ich muß in seine Nähe. Vielleicht gelingt's mir. Nein Weis ist schmieglam wie der einer Schlange, ich gleite hindurch.“

„Aber warte doch nur ein Wenig, du Ungeflümte, warte! Was ist nun? Hat Dir einer der übelriechenden Fischer auf den rosigten Fuß getreten? Metella, was hast Du?“

„Ich habe zwei Hände gesehen. Sie lagen gefaltet auf einem blauen Gewand. Es müssen seine Hände sein . . . Weshalb stößt mich der Mensch da zurück?“

„Er sagt, Keiner dürfe in die Nähe seines Herrn.“

„Seines Herrn? So ist er also sein Diener? Frag ihn, wie er heißt.“

„Er schweigt tropig.“

„Nun hat er zu sprechen aufgehört. Was wollen sie Alle von ihm? Wenn sie doch nicht so vorwärts drängten! Ich kann nicht weiter. Halte den Mann auf, der uns entgegen kommt. Er scheint zu ihm zu gehören, denn sie weichen ihm gefällig aus. Er soll sagen, wie ich in Jasons Nähe komme.“

„Er fragt, was Du von seinem Herrn willst.“

„Was ich will? . . . Ich weiß nicht . . . Frag ihn nach seinem Namen.“

„Er nennt sich Judas aus Kerioth.“

„Welch wunderbarer Kopf!“

„Ja, ein ganz seltener Kopf. Er sagt, sein Meister sei heute müde und möchte ausruhen.“

„Ich will ja nichts von ihm . . . Da . . . ist es Der?“

„Nein, Das ist er nicht; er soll nach der anderen Seite den Hügel hinab sein. Der Mann blickt Dich scharf an.“

„Sag ihm, ich sei aus Jerusalem und hätte von dem Ruhm seines Meisters gehört.“

„Sag's ihm selbst, er versteht ein Bißchen griechisch.“

„Geh voraus, ich will ein paar Worte mit ihm sprechen.“

„Er hats eilig.“

„Ich eile mit ihm, vielleicht sehe ich Jason noch auf dem Wege.“

„Ich folge Dir.“

„Welcher ist Dein Herr?“

„Der dort im blauen Gewand in der Gruppe der Männer.“

„Kannst Du nicht machen, daß er umkehrt?“

„Herr, Herr! Hier liegt ein Weis und neigt das Haupt vor Dir.“ . . .

„Metella! Was hast Du?“

Sie ging zwischen flüsterndem Schilf am Ufer des Sees den schmalen Fußpfad, der von Bethsaida nach Kapernaum führte. Es kam ihr sonderbar vor, allein zu gehen. Noch nie im Leben hatte sie es gethan. In Rom hatte sie ihre Dienerinnen, ihre Verehrer, ihre Freundinnen bei jedem Schritt an der Seite gehabt. Hier begleitete sie Niemand als der stille Sonnenschein, der von einem wolkenlosen Himmel strahlte. Sie trat in die Wegschänke, die sich gleich im ersten Wäldlein in Kapernaum erhob. Der, von dem man ihr gesagt hatte, daß er hier sei, saß vor einem aufgeschichteten Geldhäuflein, das vor ihm auf dem Tisch lag, und rechnete. Nachdem sie flüchtig gegrüßt hatte, setzte sie sich neben ihn. Ein halbwüchsiger Knabe, der von nebenan hereinsprang, fragte sie um ihr Begehre. Sie machte eine abwehrende Handbewegung und neigte sich zu Judas.

„Ich möchte mit Dir reden.“

Sein hageres, von vielen Furchen zerrissenes Gesicht wandte sich zu ihr. „Daß mich erst fertig rechnen.“

„Was brauchst Du zu rechnen? Ihr gebt Euch doch nicht mit Vergleichen ab.“

Ein unendlich bitteres Lächeln umzuckte den schmerzlichen Mund. „Ja, Das meint Ihr Alle. Und doch bedürfen wir des Geldes, um nicht zu verhungern. Woonon sollten wir wohl unsere Lebensmittel bezahlen? Keiner hat ihr Säckelwart sein wollen; mich haben sie endlich dazu genöthigt und nun verachten sie mich dafür.“

Metella zog die feinen Brauen verwundert in die Höhe.

„Verachten? Ich denke, er steht über so menschlichen Regungen.“

„Er, ja, — er!“ Die dunklen Augen des Keriothen braunten in wilder Zärtlichkeit auf. „Aber die Andern. Simon und sein Bruder und die Frauen. Die umgeben ihn wie eine Mauer. Man kann allein mit ihm nie ein Wort wechseln. Keulich,“ schluckte er, von einer Erinnerung überwältigt, auf, „haben sie gar gesagt, ich hätte die Kasse bestohlen. Und doch lehrt er, daß es in seinem Reich kein Mein und Dein geben soll. Wenn es kein Eigenthum giebt: wie kann Einer Dieb sein?“

„Da hast Du Recht. Er wird wohl von dieser Anschuldigung nichts wissen. Sag, Keriothe, kannst Du mir nicht Einiges von ihm erzählen? Siehe: ich habe Alles um seinetwillen verlassen. Meinen Geliebten, meine Freunde, mein Vaterland. Meinen Schmuck habe ich verkauft und bringe Dir hier den Erlös. Nimm. Bege es in Eure Kasse.“ Sie reichte ihm ein Säcklein. „Ich bin von Jerusalem fortgezogen und wohne in Bethsaida unter Bettlern, um in seiner Nähe zu sein. Wenn sie mich nur wenigstens verstünden! Aber sie sprechen weder griechisch noch unsere Sprache. Du bist der Einzige, der mich versteht. Glaubst Du, daß es schwer sei, Eure Sprache zu lernen? Glaubst Du, daß ich einst so weit komme, ihn ganz zu verstehen?“

„Das wirst Du bald. Ihn versteht Jeder. Sogar die kleinen Kinder, die noch nicht lallen können, strecken ihm die Arme entgegen. Die Thiere kauern sich vor ihm nieder und lauschen seiner Stimme. Wenn Einer einen recht reichen Fischfang thun will, bittet er ihn, das Netz zu berühren. Alles über und unter der Erde strebt zu ihm.“

„Du liebst ihn wohl sehr.“

„Wer auf Erden könnte wohl ihn nicht lieben?“

„Glaubst Du auch, daß er mehr sei als andere Menschen?“

„Das glaube ich nicht: Das weiß ich.“

„Woher?“

„Woher? Weil er Wunder that, wie die Propheten, und weil er es selbst von sich sagt. Und dann habe ich ihn manchmal belauscht, wenn er allein war. Er ist nämlich entweder ganz allein oder mit Vielen zusammen. Mit einem Einzelnen habe ich ihn nie gesehen.“

„Und was geschah da, als er allein war?“

„Da war er ganz anders, als wenn er mit uns zusammen ist. Seine Augen flammten und sein Angesicht leuchtete und er war viel größer als sonst. Und ein Stolz, dessen sonst in seinem milden Angesicht keine Spur zu erblicken ist, lag wie die Majestät des Herrn auf ihm.“

„Und Du hast Das gesehen?“

„Ich kroch auf meinen Knien ihm näher. Es war in der Nacht. Er schläft öfters im Freien. Aber sobald ich ihn anrufen wollte, erstarb mir die Stimme.“

„Und was geschah weiter?“

„Er breitete die Arme zum Himmel . . .“

„Und?“

„Mich ergriff ein Schrecken . . . Ich verhüllte mir die Augen.“

„O Du Einfältiger! Da hätte ich mich eher verfangen lassen, als erschrocken mein Angesicht verhüllt. Ich verstehe, daß er anders ist, wenn er mit Euch spricht, als wenn er mit sich allein ist.“

Der Ketiothe starzte zu Boden. Seine Rippen zitterten, als er sagte: „Das ist das Schreckliche, das Unbegreifliche. Er ist immer anders, jeden Tag, jede Stunde. Demüthig, daß uns die Röthe der Scham ins Gesicht steigt, und gebieterisch wie ein König. Er ist ja auch einer; er ist aus Davids Geschlecht.“

„Weshalb bekümmert er sich nicht um seine Rechte?“

„Jubäa ist zu wenig für ihn. Die Erde mit ihren vier Reichen muß sein werden. Und auch Das genügt ihm nicht. Er sagt, sein Vater im Himmel habe Schätze, die kein irdisches Auge erträumen könne. Er will nicht nur die Erde, er will den Himmel mit all seinen Sternen, die Sonne und den Mond in seinem Besitz wissen.“

„Das ist vergeblich. So hoch kann kein Sterblicher gelangen.“

„Er kann Alles. Er bändigt mit einem Lächeln das Meer. Er macht fünfhundert Hungrige durch sein Wort satt. Vor seinen durchdringenden Augen entfliehen die Dämonen.“

„Aber, wenn er so viel kann, weshalb sitzt er hier im armen Galiläa und geht mit Bettlern um, statt in einem Kaiserpalast in Rom oder Jerusalem zu herrschen?“

„Das ist es eben.“ Die Augen des Ketiothen flackerten. „Er verspricht uns alle Tage, daß der Anfang seines Reiches bald kommen werde. Aber er verzögert es. Will er unsere Geduld prüfen? Ach, er hat sie schon längst erprobt. Kein Einziger ist unter Denen, die um ihn herum sind, der nicht mit blutigen Opfern sich das Glück erkaufte, seine Stimme zu hören. Der Eine hat seine kleinen Kinder, sein junges Weib um seinerwillen verlassen. Ein Anderer überließ seine alten Eltern der Verlassenheit, um ihm dienen zu können.

Ein Dritter gab sein Amt auf, um seiner Spur nachzugehen. Jede Erbscholle, die er betritt, ist mit Opfern erlumpft. Was kann ihn bewegen, so lange zu gaudern, seine wahre Gestalt zu zeigen? Wir wissen es nicht. Vielleicht drängt ihn sein Verlangen nicht nach der Glorie, die ihm gewiß ist, die um seinetwillen von uns aber ungeduldig ersehnt wird. Wir wollen ihn endlich zur Rechten seines Vaters in der Herrlichkeit sehen, die er uns schon Jahre lang schildert.

„Wie ich höre, soll sein Leben nicht ungeschädet sein. Er hat mächtige Dämonen in Jerusalem.“

„Wenn ihn nur Etwas endlich zur Entscheidung triebe, und wärs auch eine Verfolgung, die sie gegen ihn unternähmen! Dann müßte er sich vertheidigen und seine wahre Gestalt enthüllen.“

„Aber wenn sie ihm ein Leid zufügten?“

„Ihm kann Niemand ein Leid anthun. Er ist Gottes Sohn. Wir wissen ja, daß Alles so ist, wie er sagt; aber wir möchten, daß auch die Anderen es sehen und glauben. Besonders Die in Jerusalem mit ihren tauben Herzen.“

„Wie mußt Du ihn lieben!“

Die Lippen des Mannes preßten sich fest zusammen. Dann strich er das Geld vor sich in den Sack und stand auf. Auch Metella erhob sich.

„Was soll ich thun, um in seine Nähe zu kommen?“

„Schließe Dich den Anderen an.“

„Sind denn diese Frauen, die ihn begleiten, bedienen, nicht eifersüchtig auf einander?“

Der Periothe lächelte. „Nein, Frau. Jede von ihnen weiß, daß sie als Einzelne ihm nichts ist, vereint mit den Anderen aber für ihn ein Erkennen seiner Idee bedeutet. Er hat nie ein Weib berührt. Aber er liebt diese Frauen, wie er die Blumen, die Farben des Abendhimmels, den Gesang der Vögel liebt.“

„Kannst Du mir sagen, was eigentlich seine Idee ist?“ Sie traten hinaus in die schneereine laue Luft, die im Sonnenglanz zitterte.

„Er will ein Reich der Liebe und des Friedens gründen. Er will den Menschen ihre Unschuld zurückgeben. Und er will nicht, wie der Läufer am Jordan, daß sie Buße thun und fasten ihrer Sünde wegen. Sie sollen die Augen nicht senken, sondern lächeln und froh werden, wie das Gethier des Waldes, wie die Blumen auf dem Felde, die der Herr kleidet, wie die Kindlein an der Mutter Brust.“

„So will er also Liebe?“

„Nichts Anderes.“

„Aber . . .“ In Metella regte sich die gebildete Frau, die in ihrem Hause in Rom lange Gespräche mit geistreichen Denkern geführt hatte. . . „Was würde aus allem Wissen werden, wenn man nichts Anderes erstrebte, als mit sich und der Welt in Frieden zu leben?“

„Er sagt, alles Wissen sei eitel, alles Streben unnütz außer dem einen: Liebe zu schenken, Liebe zu empfangen. Liebe zu dem Vater, der die Erde erschaffen hat, Liebe zu dem Sohne, der ihn verkündet, Liebe zu den Mitmenschen, die eigentlich ein Leib sind, Liebe zu sich selbst, die wir göttlich sind, weil uns ein Gott geschaffen hat.“

Metella blieb stehen und breitete die Krone zur Sonne empor.

„Heil mir, daß ich Deinen König gefunden!“
Der Kriothë ging still seines Weges weiter.

Die Leute wichen zurück. Eiger blieb ruhig stehen. Sie warf sich vor ihm nieder und stammelte: „Herr!“ Sie wollte zu ihm aufblicken, aber sie vermochte ihre Stirn nicht zu erheben. Da berührte er ihr Haupt. Nun konnte sie es. Sie sah in ein blaues Augenpaar, in dessen Vordergrund ein Lächeln lag. Sie sah in ein hageres Gesicht, das ihr weiß wie der Schnee erschien. Sie sah einen Mund, der das Verschweigen seines letzten Wortes gewöhnt zu sein schien. Aus dem blonden, schlichten Haar, das die hohe Stirn umgab, wehte die Milde und Sanftheit des gnädigsten Herzens zu ihr herab.

„Was willst Du, Frau?“

„Nichts! Dir dienen.“

Nun trat das Lächeln der Augen auf die Lippen. Sie theilten sich leise. Ihr aber stürzten heiße Thränen aus den Augen. Er schritt gelassen weiter.

Und der Raum um ihn füllte sich wieder. Kinder hingen sich an sein Gewand, Männer wandten die Köpfe zu ihm, um mit ihm zu sprechen. Sie lag noch immer auf den Knien. Sie küßte den Sand, darüber seine Füße geschritten waren. Sie küßte die Luft, die sein Kleid bewegt hatte. Sie lächelte und zitterte und fühlte auf einmal, wie jung und unschuldig sie war, trotz . . . ihrer Vergangenheit. Das war seine Macht.

Hinter ihr kam eine Frau auf Krücken, die so schnell ging, wie es ihre Kräfte erlaubten, um ihn noch zu erreichen. Metella sah ihr mit nassen Augen ins Gesicht.

„Wie kommt es, daß er blond ist? Eure Männer sind doch dunkel.“

„Auch David war blond und weiß; und er ist aus seinem Geschlecht.“

„Ja, ich sah es: er ist ein König. Was ist der Caesar gegen ihn? Wäre er in Griechenland, sie hätten ihn schon längst zum Gott ausgerufen.“

Taube, Du meine bräunliche Taube, hast Du denn gar keine Furcht, daß ich Dich hasse? Willst Du mir nicht ausweichen, kleine Beichtfertige? Trippelst neben mir und siehst mit Deinen rötlichen Augen zu mir auf. Hast Recht mit Deinem Vertrauen. Ich füge Dir kein Leid zu. Wer könnte hier Weh thun, wo die Milde seiner Stimme die Luft durchdringt? Scheidet die Sonne nicht ungern von diesen Ufern, wo die Wege führen, die er geht? Zaudert die zur Frucht gewordene Blüthe des Obstbaumes nicht, den mütterlichen Ast zu verlassen, um ihn noch länger vorübergehen zu sehen? Ihn in seinen armen Gewändern, mit den demüthigen Händen, die die Blüthe nicht ergreifen wollen, ob sie auch in ihrer Gewalt sind. Weshalb nicht, Jason? Nur gezwungen übst Du Wunder. Es geht Dir auch darin, wie mit dem Antritt Deiner Herrschaft. Man muß Dich durch Flehen, durch Thränen, durch Beschwörungen dazu bewegen. Du wandelst viel lieber als Mensch unter Menschen. Hat nicht auch Zeus oft solcher Sehnsucht gehorcht? Ach, was ist Zeus gegen Dich, Du die Lüfte in Liebe Entzündender! Ihr uralten Oelbäume da oben auf dem Hügel, auf die die tausendjährigen Augen des Hermon blicken, habt Ihr oft seinen Schlummer behütet? Hat nicht die Nacht seiner Lippen Stolz besiegt und ihnen ihr Geheimniß

entlockt? O könntet Ihr reden! Ist er wirklich ein Gott? Wenn er Wunder wirkt, muß er mehr als ein Mensch sein. Beim Herannahen der häßlichen Wüthenden, die, von Dämonen gepeinigt, ihn um Hilfe anriefen und die er heilte, lief ich davon. Ich möchte ein schönes, liebliches Wunder aus seinen Händen hervorgehen sehen. Bald führt ihn das Osterfest nach Jerusalem. Noch vorher will ich mich ihm zu Füßen werfen.

Und sie sank vor ihm auf die Knie, als er, von seinen Getreuen begleitet, über die Fluren kam.

„Herr, sei meinem Zweifel gnädig! Wirke ein Wunder, auf daß ich an Deine Gottheit glauben kann!“

Heute liegt kein Vögelchen, heute liegt ein tiefes Mitleid in dem Blick, mit dem er auf die Anruder sieht. Ohne die Lippen zu einer Antwort zu öffnen, geht er vorüber. Aber Einer hat sich aus der Gruppe um ihn gelöst und tritt vor sie hin. Es ist ein zarter Jüngling mit sonnigen Augen und Lippen, die zum Lächeln geschaffen scheinen.

„Du suchst Wunder? Ist er nicht das Größte, der eben vorübertritt? Du suchst Wunder? Du selbst mußt das Wunder thun. Ohne Deine Hilfe kann es nicht geschehen.“

„Was soll ich thun, um es zu können?“

„Die Augen öffnen, nichts weiter.“

Er verläßt sie. Sie sieht sinnend zum gerötheten Abendhimmel.

Das ist anders, als ich erwartet habe. Versteh ich ihn denn? Dieser Jüngling scheint ihn besser zu kennen. Er nennt ihn selbst das Wunder. Auch ein verstecktes, verborgenes. Mag er doch bald seine Göttlichkeit enthüllen! . . .

„Kericho, Deine Augen werden immer brennender. Deine Gestalt ist gebrochen. Deine Hände zittern. Und er macht doch Alles schön, was der Frieden meines Wesens berührt.“

„Hast Du je geliebt, Frau?“

„Ich glaube: bis jetzt noch nicht.“

„Weißt Du, wie viele Minuten der Tag hat?“

„Nein, aber ich denke, recht viele.“

„Nun stelle Dir vor: alle diese Minuten laure ich auf die Enthüllung, die einem sehr Geliebten zur Wahrhaftigkeit verhelfen soll. Und so laure ich seit Jahren. Rechne Dir diese Minuten alle zusammen, rechne Dir zusammen all die schmerzenden Zweifel, die Widerlegungen, die Widersprüche, die mich der Verzweiflung zutreiben. Ich kann nicht mehr anders. Ich muß ihn zur Enthüllung bringen, — und koste es mein Leben.“

„Du willst ihn zu Etwas nöthigen, womit er zögert? Und Du sagst, Du liebtest ihn?“

„Mehr, als Alle ihn lieben. Mehr als seine Mutter und Simon und des Zebedäus Sohn. Ich will ihn endlich zur Rechten seines Vaters in Herrlichkeit sehen.“

„Zur Rechten seines Vaters in Herrlichkeit“ . . .

„Mariamma von Magdala, laß mich an Deiner Seite bleiben. Du bist

ein Weib wie ich und folgst ihm über die Hügel nach Jerusalem nach. Du betest zu ihm, wie ich zu ihm bete. Laß mich Deine Schwester sein."

Ein Angesicht mit zwei wunderbaren Augen neigte sich auf sie und küßte sie.

"Ich folge ihm nicht allein. Wir Alle, die ihn lieben, gehen mit ihm. Wir wollen ihm dienen, ihn schützen, denn uns ahnt Schweres."

"Wie sollte dem Auserlesenen Schweres begegnen, dessen er nicht Herr werden könnte?"

"Jesu Wege sind dunkel und wir kennen sie eigentlich nicht."

"Und trotzdem wollen wir Alle ihm folgen. Aber Ihr, die Jahre lang um ihn seid, müßt ihn doch ganz verstehen."

"Wie kann ein Menschenverstand Gottes Sohn begreifen?"

"Armer Jesu, Du bist allein. Selbst die Liebe versteht Dich nicht!"

Sie ritten auf ihren kleinen Maulthieren über Hügel und Höhen. Wenn sie sprachen, sprachen sie von ihm. Wenn sie schliefen, träumten sie von ihm. Wenn sie lächelten, lächelten sie im Gedanken an ihn. Wenn sie weinten, weinten sie um ihn. Wenn ihre Seelen ahnungsvoll zusammenschauerten, geschah es, weil verschleierte Visionen vor sie traten, in denen sie sein Antlitz in Trauer erblickten.

Einmal, nachts, als sie rasteten, begann Metella, zu zittern, und weckte ihre Genossin. Auch die anderen Frauen erwachten.

"Ich habe von dem Kerioten geträumt. Geht auch er nach Jerusalem?"

Sie nickten.

"Habt Acht auf ihn."

Marja blickte sie ruhig an. "Er ist des Herrn Freund und Jünger."

"Aber seine Liebe ist gefährlich."

Metella vergrub das Gesicht in ihre goldene Haarschluth und schluchzte im Stillen. Zu sagen wagte sie nichts mehr.

Da ist die schreckliche Stadt, die sie einst so bedrückt hat. Die finsternen Häuser ohne Schmuck. Die Männer, die weggehen, wenn ein Weib ihnen begegnet. Die Priester mit ihren starren Gesichtern. Der hochgelegene Tempel, an dessen Bollwerk sie noch arbeiten. Sie durchstreift sinnend die Gassen. Der Gedanke, Livius zu begegnen, dem einst heiß Beliebten, läßt sie gleichgiltig. Auch Blaufus, des Freundes, gedenkt sie kaum. Sie sucht nur Eins, Einen: ihn, der ihr ihre Kinderunschuld wiedergegeben hat. Sie weiß, er weilt mit seinen Schülern im Tempel. Stunden lang treibt sie sich draußen in den Vorhallen umher. Knüpft Gespräche mit den Krämern an, die ihre Waaren hier feil halten, versinkt wieder in Gedanken und zittert vor Ungebuld und Sehnsucht. Endlich sieht sie ihn nahen.

Wie hat sich sein Angesicht verändert! Zu der sanften, bezaubernden Milde, die jedes Knie vor ihm niedergewingt, zu dem erbarmenden Mitleid in seinen Augen hat sich ein Zug ergreifender Schwermuth gesetzt. Wie eine unbestimmte Bangniß, geheimnißvolles Ahnen nahender Schrecknisse. Metella schauert. Obgleich sie dicht vor ihm steht, erblickt er sie nicht. Er sieht kein Einzelnes.

Langsam schreitet er den Männern voran, die ihm flüsternd folgen.

Plötzlich streift Metella ein heißer Hauch.

Der Keriothe ist an ihr vorüber gegangen. Sie preßt die Hände auf die zitternde Brust.

„O Jafon, Jafon, gehst Du Deiner Herrlichkeit entgegen oder
Deinem Ende?“

Mit lautlosen Sternen kam die Nacht. Wie ein Rudel schwer Gensfen laurerten die Frauen beisammen und küsterten einander Kraft und Trost zu, lästeten einander die Thränen aus den Augen, die um Den flossen, der ihre Welt war. Der vielleicht über ein Kleines in stolzer Herrlichkeit, unerreichbar, über ihnen im Himmel thronen würde.

Durch die Luft strich ein kühler Hauch.

Sie erhoben sich von den steinernen Stufen des Tempels, wo sie geruht hatten, und gingen der Herberge zu, da sie übernachteten wollten.

Plötzlich kam ihnen ein Zug Menschen entgegen. Knechte mit Fackeln in den Händen, ein Raum, und dann Er, hoch und starr, die Augen wie in eine Unenblichkeit verloren.

Und weit hinter den Anderen Einer, schluchzend wie ein Kind . . .

„Der Heriothe,“ schrieb Metella auf . . . „Er hat ihn verrathen!“

„Graut noch immer der Tag nicht? Mir ist, als seien Jahre vergangen, seit wir hier ruhen. Siehst Du keinen Schimmer im Ofen?“

Die thränenreichen Lider Marias öffneten sich schwer. Sie späht in die stidige Finsterniß hinaus. „Ich sehe kein Licht. Alles ist dunkel.“

„Und doch höre ich Getämmel und Lärm auf den Straßen. Es muß die Zeit sein, wo sonst Tag wird. Verbirgt sich die Sonne, um nicht Zeuge seines Elends zu werden? O Freundin, wie mag diese Nacht für ihn vergangen sein? Lebt er noch? Leidet er? Sind seine lieben Hände noch gefesselt wie gestern Abend?“

„Du sahst ihn zu menschlich: er ist mehr als Du und ich.“

„Machst auch Du so? Dann wird er seine Stricke zerreißen und seine Peiniger in den Staub strecken. Komm, laß uns hinausgehen, vielleicht erfahren wir Etwas über sein Schicksal, vielleicht sehen wir das große Wunder, das er uns verheißen hat.“

Sie umschlangen einander und schritten hinaus. Draußen fanden sie ihre Freundinnen und vereinten sich mit ihnen. Ein widerwilliges blasses Licht brach langsam hervor und beleuchtete die hastigen Leute, die, um Vorräthe für das Osterfest einzukaufen, die Straßen durcheilten. Da sah sie Metella krampfhaft Marias Arm. Vor einem hohen Gebäude in der Nähe des Tempels, dessen Düsterniß noch durch einen finsternen Thurm erhöht wurde, der sich in unmittelbarer Nähe daran schloß, stand eine Gruppe Menschen.

„Wessen ist dies Haus?“

Marias Lippen begannen zu zittern.

„Es ist das Prätorium.“

Sie sahen einander an und blieben stehen. Auch die Anderen, die ihnen gefolgt waren. Sie glichen einer Gruppe hilfloser Kinder.

Man stieß sie geringschäßig zurück, um selbst dem verhängnißvollen Eingang näher zu kommen.

Plötzlich rollt ein Rurmeln durch die Menge. Aus den Lüften drinnen

bringt Gelächter. Eine Stimme hat gerufen: Heil Dir, König der Juden! Heil Dir, König der Juden! pflanzt sich weiter.

Was geht dort drinnen vor? Hat seine Herrlichkeit begonnen? Aber Das klang wie Hohn, nicht wie Anbetung. Und immer neue drängende Menschenmassen wälzen sich heran. Die scheuen, verschüchterten Frauen werden zurückgedrängt. Sie sehen sich um. Wo sind die Männer? Seine Schüler, seine Getreuen, die für ihn zu sterben schwuren? Keiner läßt sich blicken.

„Kreuziget ihn! Kreuziget ihn!“

Maria umfaßt die zusammenbrechende Gestalt neben sich und zieht sie fort.

Hinter ihnen wallen die Wogen der Empörung und schlagen über dem Haupt des Stößten zusammen.

„Was naht dort für ein Zug aus dem Thor?“

„Ich sehe keinen.“

„Dort!“

„Es ist ein Centurio mit Soldaten.“

„Ich sehe noch mehr. Zwei Männer, die Kreuze schleppen. Maria, sieh genauer hin, siehst Du . . . noch Einen.“

„Ich sehe noch Einen . . . aber es ist nicht unser Herr. Es ist ein alter Mann.“

„Und hinter ihm, der so langsam, so hoch schreitet . . .?“

„Das ist Jesus!“

„Jesus!“ . . .

Sie eilen ihm entgegen über das steinige Brachfeld hinüber. Sie sehen nicht, wohin sich der Zug bewegt, sie hören nicht die Hohn- und Zornesrufe des Volkes, des selben Volkes, das sich vor einigen Tagen noch schlug, um seinen Mantel berühren zu können. Sie sehen nicht, wie dick und stickig die Luft wird, wie rdtlicher Rebel sich hernieder senkt. Sie fühlen kaum, daß der Weg zu steigen beginnt. Sie wollen sich ihrem Herrn nähern. Ein Soldat stößt sie zurück.

Einige der Leute kehren um, es bilden sich Gruppen; nun können sie ihn erblicken. Er steht still, hoch, das Haupt gesenkt vor dem Kreuz, an das sie ihn heften wollen. Die Soldaten reißen ihm die Kleider herab. Da legt sich eine Hand auf Metellus Schulter. Zwei glühende Augen weisen sich auf sie.

„Bergoge nicht, Frau, Du wirst gleich den Himmel sich theilen und den Vater herablaugen sehen, um den Sohn in sein Reich aufzunehmen. Bis jetzt hat er gezögert. Nun muß er es thun . . .“

Sie fällt auf die Knie und verhüllt das Antlitz.

Als sie es erhebt, sieht sie ihn schweben zwischen Himmel und Erde. Rother Rebel umgiebt das Kreuz und läßt sein weißes, hoheitvolles Gesicht, das auch jetzt seine Göttlichkeit nicht verleugnet, wie aus einer anderen Welt erscheinen. Und die Frauen starren zum Himmel, ob er sich theilt . . .

Die Noth des Rebels erleichtert, es wird finster, finstere. Die Nacht will ihr Geseß durchbrechen, um ihre Schatten dem Heiligen zu spenden.

Wo sind die Jünger?

Einmal gleiten seine Blicke wie suchend durch die fremde Menge, die ihn in theilnahmloser Reugierde umsteht. Ist es möglich? Ist er allein, verlassen im Lobe von Denen, für deren Glück er sein Leben hingiebt? Hat Keiner aus

ihrer Reihe den Ruth, sich ihm zu nähern? Umschlingt Keiner das Kreuz, an dem er die Arme nach ihnen ausbreitet? . . .

Da werden seine Augen groß, leuchtend. Sieghafter Glanz bricht von seiner Stirn. Sieht er Etwas? Erblickt er die Könige, die Beherrscher der Nationen, die Helden, die Weisen, die in endlosen Reihen sich um ihn schaaren und ihn Gott nennen? Sieht er den Erdball in seinem Zeichen und die Gestirne des Himmels seinen Namen tragen?

„Mein Gott, mein Gott, wie verherrlichst Du mich! Es ist vollbracht!“
Er neigt das Haupt und stirbt . . .

„Was hat er gesagt? Was hat er gesagt?“

„Er rief Elias an.“

„Nein, er hat seinem Vater da oben irgendwo zum Vorwurf gemacht, daß er ihn verlassen habe.“

„Ist er tot?“

„Es scheint so.“

„Und wo sind die Legionen Engel, von denen er hoffte, daß sie ihm zu Hilfe kämen?“

„Der Narr!“

„Der betrogene Betrüger.“

„Schwester, hast Du ihn verstanden?“

„Er sagte: ‚Es ist vollbracht!‘“

„Aber vorher Das, vorher?“

„Mich dünkt, er rief: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!‘“

„Du irrst.“ Ein Jüngling mit weichen, mädchenhaftem Gesicht und vom Weinen geschwollenen Augen taucht neben ihnen auf.

„Er sagte: ‚Mein Gott, mein Gott, wie verherrlichst Du mich!‘“

„Rief er wirklich so?“ Das todtbleiche Gesicht des Zudas weigt sich zu Johannes. „Mich hat ein solcher Schreck ergriffen, als er die Lippen öffnete, daß ich ihn nicht verstanden habe.“

„Er hat es gesagt.“

„Dann war er doch mehr als wir. Dann muß er Etwas gesehen haben, das uns verborgen blieb. Nur ein Verzweifelter hätte ausgerufen: ‚Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen!‘“

Ein Bote kam angesprengt und theilte eine Nachricht mit. Die Leute erblickten. Viele eilten nach der Stadt zurück.

Der Vorhang des Allerheiligsten im Tempel ist mitten entzwei gerissen.

„Schwester, mich dünkt, wir Alle haben ihn nicht begriffen.“

„Siehe, der Soldat hat sein Herz durchbohrt. Wenn wir auch seinem Geiste nicht folgen konnten: dieses Herz haben wir verstanden. . .“

„Ist er tot? Dann laß auch uns sterben.“

„Nein, wir wollen nicht sterben, sondern getreulich seiner harren. Er hat uns versprochen, wiederzukommen.“

„Glaubst Du, daß er Dies hält, da er doch so viel Anderes nicht hielt, das er versprach?“

„Er hat Alles gehalten, Schwester, aber anders, als wir es erwarteten.“

„Wann wird er wiederkommen?“

„Ich weiß es nicht. Aber er steht vom Tode auf.“

„Maria! Halte Wacht, bis ich wieder komme. Ich eile zu dem Krinathäer. Er hat gesagt, wenn der Herr tot ist, sollten wir ihn holen, damit er uns ihn begraben hilft. Er hat drüben im Garten eine Ruhestätte.“

„Laß mich noch einmal die Hände küssen, die so Viele gesegnet haben. Du milder Mund, der die Verachteten Brüder genannt hat! Ihr Augen, die rein schiedet das Unreine, das Eure heiligen Blicke berührten . . .“

„Sah, laß Frau, es wird spät. Bevor der erste Stern heraufkommt, muß er begraben sein.“

„Heute kommt kein Stern herauf.“

Sie trugen ihn auf einer hölzernen Stütze, ganz mit Leinwand verhüllt, in die Felsengruft. Ihre Fackeln qualmten, als sie nochmals hineinschickten in den engen Raum, der die Seligkeit einer Welt umfing. Dann wälzten sie den schweren Stein vor die schmale Oeffnung, wandten sich wieder der Stadt zu und versprachen einander, am übernächsten Tage zu kommen. Sie sprachen davon, daß er auferstehen würde. Wenn in Allem seine Prophezelungen sich anders verwirklicht hatten, als sie voraussetzten: in Diesem konnte es nicht geschehen, denn dies Versprechen, das er so oft wiederholte, ließ keine andere Deutung zu . . .

Nach dem schwülen, blutrothen Tag eine totstille Nacht.

Sabbath in der Luft, auf den Feldern, im Gezweig der uralten Oelbäume, die starr, wie erschöpft, ihre Zweige hängen lassen.

Ueber die Felder schleicht ein Mensch. Seine Augen leuchten wie im Irzinn. Er hat seinen Geliebtesten, sein Ideal, Den, dessen Schritten er wie ein Hund gefolgt ist, verrathen. Weil er . . . ungeduldig war. Er wollte den Theuren im Königsschmuck sehen, wollte Zeuge sein, wie Alle ihn anbeten, den er Sohn Gottes genannt. Und weil Jener in seiner unendlichen Demuth zögert, die Krone sich aufs Haupt zu setzen, drängt er ihn gewaltsam dazu, seine Uebermenslichkeit zu offenbaren, drängt ihn dadurch, daß er ihn verräth. Nun muß er sich beweisen.

Er hat sich bewiesen. Als ein unendlich großer, gütiger, herrlicher Mensch hat er sich bewiesen, der sein Leben hingab, um seiner Ueberzeugung willen. Die Hand, die den Stahl gegen einen Gott gezückt, von dem sie voraussetzte, daß keine sterbliche Macht ihn verletzen könne, hat ein warmes, mildes, in Liebe für die Menschheit ausgehendes Herz getroffen.

„Ich bin schuld, daß sie Dich töteten. Nun will ich die Ursache sein, daß sie Dich als den Auferstandenen preisen.“

Mit der Kraft des Wahnsinns und einer Liebe, die übernatürliche Stärke verleiht, stößt er den Stein fort, umfaßt den Geliebten mit seinem Armen und steht mit ihm in die Nacht . . .

Friedenau.

Maria Janitschek.



Drei Gedichte. *)

Der Großvater.

Großvater lag steif da, im Sterben,
 Schon vierundneunzig Jahre alt.
 Noch weißer als die Linnen färben
 Sah man die Stirn sich, bleich und kalt.
 Er öffnet groß sein müdes Auge
 Und seine dumpfe Stimme schallt,
 Als ob sie nur zum Köcheln taue,
 Wie Windhauch fern im tiefen Wald.

Ist es Erinnerung? Ist ein Traum?
 Wie morgens und bei Sonnengluth
 Der Saft sich gährend regt im Baum,
 So wallte purpurn einst mein Blut.
 Ist es Erinnerung? Ist ein Traum?
 Wie ist das Leben kurz und gut!
 Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
 Vergangne Tage rufen leis.
 O ich war jung! Ich weiß! Ich weiß!

Ist es Erinnerung? Ist ein Traum?
 So wie die Woge unbewußt
 Bei jedem Wind sich hebt mit Schaum,
 So hob beim Wunsch sich meine Brust.
 Ist es Erinnerung? Ist ein Traum,
 Was mich durchbebt mit alter Lust?
 Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
 O Jugendzeit! O Zeit des Maies!
 Die Lieb'! Die Liebe! O, ich weiß!

Ist es Erinnerung? Ist ein Traum?
 Mit lautem Raufchen, wie beim Meer
 Der Wellenschlag am Küstensaum,
 So schwankt mein Denken hin und her.
 Ist es Erinnerung? Ist ein Traum?
 Naht etwas Neues? Kommt nichts mehr?
 Ich weiß es wohl, o ja, ich weiß:
 Bald zu den Sein'gen geht der Greis.
 Der Tod! Der Tod! Ich weiß! Ich weiß!



*) Herr Max Hoffmann in Berlin hat diese Gedichte Raupassants übersetzt.

Im Tuileriegarten.

Komm, Kindchen, dessen Mutter ich verehere,
 Die dort von jener Bank Dein Spiel bewacht!
 Sie ist so ernst; ihr Haar, das reiche, schwere,
 Ist goldig blond, wie Sterne in der Nacht.
 Komm, Kindchen, reich mir Deinen ros'gen Mund,
 Dein blaues Aug', die Locken, die Dich schmücken!
 Ich werde tausend Küsse darauf drücken,
 Damit sie, heimgeliebt zur Abendstund',
 Wenn Deine Urne ihren Hals umschlingen,
 Auf Deinen Lippen, Deinem Lockenhaupt
 Noch etwas Glühendes zu spüren glaubt
 Von süßer Liebe, die zu ihr will dringen!
 Dann sagt sie wohl, indessen ein gelindes,
 Verstoßnes Liebesweh ins Herz ihr sinkt,
 Indem sie alle meine Küsse trinkt:
 „Was fühl' ich auf der Stirne meines Kindes?“



Die Wildgänse.

Still ist, kein Vogel singt die lust'ge Weise;
 Weiß ruht die Ebne unterm grauen Himmel
 Und nur der Raben schwärzliches Gewimmel
 Durchwühlt den Schnee und sucht nach dürft'ger Speise.
 Da ein Geschrei! Vom Horizonte schallts!
 Es nähert sich, ist da! Wildgänse sind es!
 Wie flücht'ge Pfeile, mit gestrecktem Hals
 Eilen sie vorwärts mit dem Flug des Windes, —
 Und pfeifend peitscht ihr Flügelschlag die Luft.
 Der Führer jener Käftepilger ruft
 Von Zeit zu Zeit mit dringendem Geschrei,
 Damit ihr Flug auch nicht zu langsam sei
 Beim Wandern über Wälder, Wüsten, Meere.
 Die Karawane zieht, ein doppelt Band,
 In großem Dreieck fernhin übers Land
 Und seltsam Rauschen schallt von diesem Heere.
 Doch die gefangnen Brüder auf der Flur,
 Sie watscheln langsam, durch die Kälte schwach,
 Ein Knab' in Lumpen braucht zu pfeifen nur,
 So schwancken sie wie schwere Schiffe nach.
 Da hören sie den Ruf am Wolkensaume
 Und recken hoch ihr Haupt; sie sehn sich wiegen,
 Die freien Wanderer dort im Himmelsraume,
 Und die Gefangnen möchten plötzlich fliegen.
 Sie regen zwecklos ihre matten Schwingen . . .

Hoch aufgerichtet, fühlen sie verwirrt
 Bei jenem Ruf zu ihrem Herzen dringen
 Etwas von Freiheit, wo man fröhlich schwirrt
 Im weiten Raume, hin zu warmen Küsten.
 Und auf dem Schneefeld rennen sie wie toll
 Und nach den wilden Brüdern, die sie grüßten,
 Schallt lang noch ihr Gekreisch, verzweiflungsvoll.

Guy de Maupassant.



Mein Doppelgänger.

Sie oder sie — denn das Geschlecht wechselte — tauchte zum ersten Male in Kopenhagen auf. Es ist jetzt bald elf Jahre her. Ich hatte mich eben verheirathet und in einem kleinen seeländischen Dorfe niedergelassen. Es galt, für den jungen Haushalt verschiedene Einrichtungsgegenstände — die uns die Wirthin nicht zur Verfügung stellen konnte — einzulaufen, und wir, meine Frau und ich, hatten persönlich in einem bekannten kopenhagener Laden eine Bestellung von Messern, Gabeln, Lampen und ähnlichen Dingen gemacht, die ich mir nach meiner ländlichen Adresse zuzusenden bat. Die Sendung kam auch, — unter der Adresse „Fräulein Olga Hansson.“

Diese mystische Dame hat seitdem eine große Rolle in meinem Leben gespielt. Das heißt: ihr Name; denn die Dame selbst habe ich zu sehen nie die Ehre gehabt. Ich weiß noch immer nicht, ob es sich um eine wirkliche Person mit Fleisch und Blut und Legitimationpapieren oder nur um eine wesenlose Fiktion gehandelt hat. Es ist aber so weit gegangen, daß die schöne Unbekannte sich sogar in Kürschners Literaturlexikon für mich hinein substituirt, ohne daß sie mich davon wissen ließ.

Nun ist ja mein Name so beschaffen, daß er in meiner Heimath ein ganz allgemeiner ist, in der übrigen Welt dagegen ziemlich eigenartig klingt. In meiner nächsten Verwandtschaft heißen Zwei genau so wie ich mit Vor- und Nachnamen; in der Fremde aber dürfte ich wohl ganz allein meinen Namen tragen. Und doch scheint das doppelgängerische Spiel mit dem Namen erst mit meinem Aufenthalt im Auslande angefangen zu haben.

Meine charmante Doppelgängerin, Fräulein Olga, erschien zum ersten Male in meinem lieben Kopenhagen, „des Königs Stadt“. Seitdem ist sie nie mehr ganz verschwunden, sondern hat sich von Zeit zu Zeit immer wieder bei mir eingefunden. Ich dachte zuerst nicht über die Sache nach, in der ich nur Zufälligkeiten und Mißverständnisse oder schlechte Scherze, die billig zu haben und deshalb allgemein beliebt sind, erblickte. Dann, als die Dame zu aufdringlich wurde, fing ich an, mich zu ärgern. Schließlich lehnte ich

sie kurzweg ab und schmiß sie hinaus. Das half aber gar nicht; sie war nicht loszuwerden; wenn ich meines Weges wanderte und an nichts weniger als an sie dachte, hing sie mir immer wieder plötzlich wie eine Distel an den Hosen. Sie schlich sich immer wieder in meine Post mit hinein.

Als zweiter Doppelgänger erschien auf der Bildfläche meines Lebens ein gewisser Herr Ola Essay R. Hansson. Er war von schlesischer Abkunft. Die „Bereinigten Papierfabriken“ in einer schlesischen Stadt hatten ihn entdeckt und sandten ihn mir ins Haus. Sie schienen diesen Herrn hoch zu taxiren, denn sie boten ihm einen Platz in „Das große Jahrhundert“ an, was gleichbedeutend mit Unsterblichkeit war. „Das große Jahrhundert“ war nämlich ein Geschäftsunternehmen genannter „Bereinigten Papierfabriken“, — ein Prachtalbum von Postkarten, die mit den Portrairköpfen der berühmten Persönlichkeiten des scheidenden Säkulums geschmückt waren. Es wurde nun Herrn Ola Essay R. Hansson eindringlich angeboten, in dieses Album gesälligst einzutreten; er sollte sich aber rasch entscheiden, denn das ganze Album war schon besetzt bis auf einen Platz, den lezten, und zwar hinter einem Herrn Scheidemantel. Als ich die Sendung unbeantwortet ließ, kam die Rechnung von zwanzig Mark für das Album; als ich auch hierauf nicht reagierte, folgten Postnachnahmezumuthungen. Worauf das gesammte „große Jahrhundert“ mit samt Herrn Scheidemantel und dem leeren Platz an die „Bereinigten Papierfabriken“ zurückflog. Damit war Herr Ola Essay R. Hansson aus der Sage.

Ein unheimlicherer Geselle tauchte unter dem Namen Jansson auf. Es war mir seit längerer Zeit auffallend gewesen, daß einige Leute in meiner ländlichen Umgebung mich Jansson statt Hansson nannten. Ich legte diesem Umstand keine Bedeutung bei. Das war aber dumm von mir, denn sonst wäre vielleicht das gefährliche Individuum schon längst gegriffen. Unterdessen benutzte es die Zeit, um sich hinter meinem Rücken, und ohne daß ich eine Ahnung von Dem hatte, was vorging, in meine Familienangelegenheiten einzuschleichen. Es ließ das Testamentsdokument meiner Schwiegereltern, durch das meine Frau als ihr einziges Kind zur Erbin eingesetzt wurde, auf den Namen Frau Jansson ausstellen. Ob diese Fälschung im russischen Original selbst oder nur in der deutschen Uebersetzung durchgeführt wurde, weiß ich noch nicht; denn es sind zwei Abschriften ausgefertigt worden, beide von den selben Behörden beglaubigt, von denen aber die erste den Namen Jansson, die zweite den Namen Hansson enthält. Nachdem aber die Abschrift mit dem falschen Namen — wegen Auslieferung der Hinterlassenschaft meiner Schwiegermutter an meine Frau vom Zollamt — nach München gelangt war, wußte der geheimnißvolle Doppelgänger es durchzusetzen, daß die Zustellung der Abschrift an meine Frau, wodurch ja die Betrügerei an den Tag gekommen

wäre, verhindert wurde. Dies geschah erst anderthalb Jahre später. Inzwischen wurden die Sachen auf den falschen Namen vom Zoll ausgelöst und bei einem gewissen Kauf in München öffentlich versteigert. Was und wer hinter diesem Spuke steckt, weiß ich nicht. Nun wollte es aber der Zufall, der der größte Schelm ist, daß meine von den Behörden eingeforderten Legitimationspapiere von einem wirklichen Schweden Jansson, der bei der Behörde selbst angestellt war, amtlich ins Deutsche übersetzt wurden . . .

Mit den Jahren schossen die Doppelgänger unter allerlei Namenverkleidungen wie Pilze hervor. Es schwirrte nur so durch die Luft von den abenteuerlichsten Namensverdrehungen, in Gesprächen und in Postfächern. Bald wurde mir mit der Anrede „Herr Handsome“ geschmeichelt; bald wurde ich mir selbst als „Herr Handschuh“ ins Gesicht geschleudert; bald wurden mir mit dem Namen Hauser unheimliche Anknüpfungen an das räthselhafte Unglückskind Kaspar Hauser zugeschoben. Ein münchener Advokat, der in einem gegen meine Frau angestregten Verlegerprozeß ihre Sache „führte“, schien nicht aus dem Bahn kommen zu können, einem Herrn Mansson gegenüber zu stehen. Daß die beiden großen nordischen Entdeckungreisenden im eisigen Nordpolmeer und im glühenden Frauenherzen, die Herren Mansen, mit ihrem Namen herhalten mußten, bemerke ich nur so nebenbei. Auch mit den Namen Jansson — Jansom — Jamsun scheint das beliebte Verwechslungspiel betrieben worden zu sein.

Kurz und gut: es schien, als ob es den Menschen unsaßbar und im höchsten Grade widerstrebend sei, den einfachen Namen Jansson, dessen Sinn doch einleuchtend und von mir mehrmals erklärt worden war, in den Mund zu nehmen. Als ich nach der Stadt München übersiedelte, rappelte es vollständig überall und bei Allen. Die geistliche Behörde stellte das Konversionszeugniß auf den Schriftstellernamen Ratholm aus. Auf der Post drehte sich die ganze Stala von verkehrten Namen in rasender Geschwindigkeit in die Runde. Ihren Höhepunkt aber erreichte das tolle Spiel, als ich einen Monat in einem „Katholischen Kasino“ wohnte. Dort konnte nicht einmal der Wirth mir unter meinem Namen die Rechnung zustellen, obgleich er auf seinem Reibzettel eingetragen war; es war absolut unmöglich, der Bedienung beizubringen, wie mein Name lautete; es fand sich sogar einmal in Postzettel mit dem Namen „Wanzen“ ein . . .

Die Moral von der Geschichte ist, daß es einen Jrgend-Jemand giebt, ein wirkliches Individuum, das mir dringend verdächtig zu sein scheint — dem heiligen Gesetz von der substitution mystique gemäß? —, meinen Namen zu unsauberen und geheimnißvollen Zwecken mißbraucht zu haben, und daß dieses Spiel noch immer nöthig hat, um sich selbst deden zu können.

Selbstanzeigen.

Knecht Ruprecht. Illustriertes Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Verlag von Scharfstein & Co. in Köln. Zweiter Jahrgang.

In diesem Kinder-Jahrbuch haben wir uns die Aufgabe gestellt, auch für Kinder echt Dichterisches und Künstlerisches zu bringen, sowohl heitere als ernste Dichtung und Kunst, die der Verstandes- und Gemüths-Auffassung des Kindes und dem Kinderauge angepaßt ist. Jede wahre Dichtung und jedes echte Kunstwerk ist in seinem Grundzug ethisch und wirkt daher sittlich erziehend, geistig erhebend. Völlige Tendenzschöpfungen werden niemals echte Kunstwirkung hervorrufen; und gerade die naiven Kinder werden mißtrauisch und unlustig, wenn die Kinderchristen gar zu deutlich verrathen, daß sie dadurch „belehrt“ und „erzogen“ werden sollen. Das aber war vielfach der Fall bei der Kinderliteratur der letzten Jahrzehnte, wie aus den Klagen der Pädagogen und des verständnißvollen Publikums hervorgeht, und dagegen ist neuerdings, namentlich von den Jugendschriften-Bereinigern, ein Kampf begonnen worden. Freilich giebt es eine Reihe herrlicher Kinder- und Jugendschriften: ich meine die alten Volksmärchen, die von Meißner des Volkstons ausgezeichnet sind, wie die der Brüder Grimm, Bechsteins, Musäus', Tausend und eine Nacht, oder von echten naiven Dichtern geschaffen, wie die Andersens und Hauffs, oder Sagen Darstellungen, wie die von Schwab und Richter. Auch Defoes „Robinson“ und die Erzählungen von Gustav Nieck, Franz Hoffmann und Anderen waren und sind mit Recht bei den Kindern beliebt, da sie anregend geschrieben sind und gute Charakter- und Lebensbilder, wenn auch etwas romantisch und mit moralisirendem Grundton, geben. Natürlich sind auch neuerdings einige gute Sachen geschrieben worden, aber das Lehrhafte und Erziehliche war so Brauch geworden, daß selbst den guten und echten Dichtungen eine moralische oder andere Lehre am Schluß angehängt wurde. Hierin soll, wie Viele meinen und wünschen, Wandel geschaffen werden; aber zur Volksdichtung können wir nicht mehr zurück; die Kunstdichtung muß in den Dienst der Kinderliteratur treten. Der Aufschwung, den die Dichtung des letzten Jahrzehnts offenbart und der sich zum Theil in einer Hinneigung zur Romantik enthüllt, braucht nur ein Scherflein für die Kinder- und Jugendliteratur zu spenden: dann kann reine, echte Kunst geschaffen werden. Das Selbe gilt von der Illustration. Meist waren die Illustrationen für Kinderbücher nur Verbildlichungen des Textes ohne künstlerische Erfassung und Durchführung, während neuerdings sich dem Buchschmuck und der Illustration von Zeitschriften und Büchern vielfach erste Künstler zuwenden. Auch sie müssen für die Illustration von Kinderwerken gewonnen werden: Die Peranziehung der für solche Werke begabten Dichter und Künstler zum Schaffen von Kinderbüchern: Das soll die Aufgabe des „Knecht Ruprecht“ sein; und es ist uns gelungen, namentlich für diesen zweiten Band Talente zu gewinnen, die auf dem Gebiet der eigentlichen Dichtung und Kunst Hervorragendes leisten, wie Viktenron und Dehmel, und auch solche, die auf dem Gebiet der Kinder-Dichtung und Illustration zu den ersten und besten gehören.

Ernst Brausewetter.

Augusta Trevirorum. Skizzen und Bilder aus trierischer Mappe. Verlag von Dehningt-Appelius in Berlin.

Noch umstritten verschiedene Ansichten meine „Jungfräuliche Frau“ und schon wagen sich zehn andere Geisteskinder in die Arena, unter dem gemeinsamen Schild: „Augusta Trevirorum“. Es sind neugierige Gefellen; zum Theil haben sie lose Mäuler, aber es sind auch einige mit schwerern Augen unter ihnen. Sie erzählen von der alten wunderbaren Stadt Trier, dem deutschen Rom. Sie sind zutraulich. Obgleich sie meine eigenen Kinder sind, darf ich doch sagen: Mögen sie Mängel haben, so viele sie wollen, ihr Herz ist lebendig und warm. Darum wünsche ich ihnen, daß sie nicht allzu viel Staub schlucken und zu viel vermuthete und unvermuthete Vanzensische ertragen müssen.

Miriam Ed.

Papstthum und Kaiserthum. Universalhistorische Skizzen. Stuttgart, bei Cotta. 2,50 Mark.

Das Buch ist eine Studie über den Imperialismus. Ausgehend von dem Imperium Romanum verfolgt es die Weltstaatsidee in ihren weiteren Ausgestaltungen zunächst im Mittelalter, dann auch in der Neuzeit. Es versucht, zu zeigen, wie Kaiserthum und Papstthum der selben antiken Wurzel entsprossen und darum im Wesentlichen gleichartige Gewalten sind; es will so ein besseres Verständniß für diese beiden Gewalten und damit vielleicht auch für die politische Romantik der Gegenwart werden.

Frankfurt a. M.

Dr. Richard Schwemer.

Die Lösung der Stenographie-Frage in Deutschland. Kommission-Verlag von J. F. Neubach, Leipzig. Preis 40 Pfennig.

Die Stenographie ermöglicht es, drei- bis viermal schneller zu schreiben als mit der gewöhnlichen Kurrentschrift. Ihr Nutzen für die ganze schreibende Welt liegt daher auf der Hand und ist von hervorragenden Männern rückhaltlos anerkannt. Es fehlt jedoch an einem einheitlichen stenographischen System. Ein solches gilt es zu schaffen. Die jetzigen Vertreter der Kurrentschrift in Deutschland sind in verschiedenen „Schulen“, in Vereinen und Verbänden organisirte Gemeinschaften von Anhängern eines bestimmten Systems. Diese „Schulen“ sind ihrer Natur nach zur Schaffung eines Einheitsystemes ungeeignet. Zur Heranbildung einer Stenographie, der die Bedingungen eines vollkommenen Systems unterliegenden Wissenschaft, sollen die hervorragendsten Theoretiker aus den Systemgemeinschaften in einem „Verein deutscher Kurrentschreiber“ gesammelt werden. Dieser Verein hat den jetzt fehlenden Maßstab zur Beurtheilung der stenographischen Systeme zu liefern und es damit den Unterrichtsbehörden zu ermöglichen, ein für die Schulen geeignetes System ausfindig zu machen. In den höheren Knaben- und Mädchenschulen, den Lehrerbildungsanstalten und den Fortbildungsschulen werden dann bald in geeigneter Weise so viele Zöglinge nach dem selben System unterrichtet werden, daß die ganze Nation aus der Stenographie Vortheil ziehen kann.

Hannover.

Wilhelm Schickensberg.

Das Fräulein und Anderes. Märchen für große Kinder. Köln. Verlag der J. G. Schmitz'schen Buchhandlung. 1900. Preis 1 Mark.

„Märchen“, sagt Wieland, „dürfen nur erzählt und nie geschrieben werden.“ Und meine lustigen Märlein sind gar gedruckt worden! Ich habe versucht, mit erwachsenen Lesern wie mit anspruchlosen Kindern zu plaudern, alles Besprechende aber, das ein Märchen so leicht beschwert, auf einen leicht anklingenden humoristischen Ton zu stimmen. „Tout parle en mon ouvrage et même les poissons. Ce qu'ils disent s'adresse à tous tant que nous sommes.“

Charlottenburg.

Eugenie Galli.



Aus Wittes Reich.

Der allgebietende russische Reichsfinanzminister, Herr Sergius J. Witte, hat vor ein paar Wochen eine Erholungsreise angetreten. Aber die arge Welt gönnt ihm nach langer, ermüdender Arbeit keine Ruhe. Die Ausruher bemühen sich, in seine tiefsten Geschäftsgeheimnisse einzudringen, und sind erstaunt darüber, daß er allen Fragen, ob er eine neue Anleihe plane, ein festes Reim entgegenstellt. Muthen sie wirklich einem Manne von der Klugheit Wittes zu, über unerlebte Pläne ins Blaue hinein zu schwärzen? Schwer genug wird es heutzutage, einen so gewaltigen Geldbedarf zu befriedigen, wie ihn alle in die ostasiatischen Wirren verwickelten sogenannten Kulturstaaten spüren. Die letzten Jahre brachten den Völkern Gold in Fülle. Jetzt bot sich die schönste Gelegenheit, es mit vollen Händen für unsere chinesischen Pachtfreunde auszugeben. Das Deutsche Reich zieht allmählich die Guthaben, die sich in den Depots der Reichsbank aufgehäuft haben, wieder zurück; es wartet, bis der Reichstag die Ausgabe neuer Anleihen beschließen wird, und giebt als Entschädigung einstreifen Schuldverschreibungen hin, für die nur noch in Amerika Abnehmer zu finden sind. Rußland greift heute nicht mehr zur Notenpresse, wie ehemals, um Geld für Kriegszwecke aufzubringen. Es giebt ein anderes, eben so einfaches Mittel, das freilich in den parlamentarisch regirten Ländern sich nur mit großen Schwierigkeiten durchsetzen ließe: die Erhöhung der Einfuhrzölle und der Steuern. Besonders hart

ger zoulter war,
ch sollte sich die
zig ohne Schädli-
en können. Dabei
hr als anderswo.
en, wo das stolze
prozentige Werthe
gebeutelt ist das
die Hände ruhen
szug im eigenen
Ehrensache; wer
rich, ein großes,

wereen 'rämpfen' gestogent, ein naitigster Einzugartittel, der bis
jezt aber mit einer Last von 3½ Rubel belegt ist. Eigentli-
chollerhöhung nur auf die Waaren erstreckt, die verhältnismä-
gung des Waarenaustausches mit dem Auslande den Zoll ertrage
blieb es aber nicht; und Widerspruch hilft in Rußland nicht me-

Soll Rußland in dem Augenblick eine Anleihe aufnehmen
Deutsche Reich, das bisher allen Ländern geborgt hatte, vierp
unter Pari an das Ausland geben muß? So arm und aus
Slavenreich noch nicht, daß es in Zeiten allgemeiner Geldnoth
lassen und daran verzweifeln müßte, die Kosten für einen Krieg
Land aufzubringen. Krieg führen, sagt man, ist eine nationale
aus eigener Kraft dazu nicht stark genug ist. Der ist nicht w-

mächtiges und siegreiches Vaterland sein zu nennen. Deshalb wird Rußland keinen Franc und keinen Schilling annehmen, um ihn nach Ostasien zu tragen. Etwas Anderes ist es mit der inneren Kultivirung des Landes. Das ist, nach der klugen Moral des russischen Finanzministers, keine ausschließlich russische Angelegenheit, keine nur nationale und patriotische Aufgabe, sondern eine allgemeine Melioration, aus der alle Völker Nutzen ziehen können und sollen, denen es beliebt, mit Rußland in Handelsverehr zu treten. Der Tribut, den andere Staaten für die Vergünstigung, die Erzeugnisse der russischen Landwirtschaft zu verzehren oder die russischen Eisenbahnen und Wasserstraßen zu benutzen, zu entrichten haben, besteht in der Gewährung der Gelder, mit denen Verkehrswege geschaffen und verbessert, der Waarenanstauch erleichtert, neue Industrien geweckt und die Währungsverhältnisse gesichert werden. Gefällt es Deutschland nicht, an solchen wirtschaftlichen Verbesserungen mitzuwirken, — nun, so saust der Schlagbaum nieder. Ein Zollkrieg, dessen Ausbruch leicht damit zu begründen wäre, daß deutsche Grenzplazetereien geeignet sind, die Wirkungen des Handelsvertrages zu beseitigen, würde die mit der Industrie in enger Verbindung stehenden deutschen Bankiers zwingen, Rußland die geforderten Anleihebeträge zur Verfügung zu stellen. Herr Witte weiß, daß er nur günstige Bedingungen anzubieten braucht, um die fünfhundert Millionen Rubel, die zum Ausbau des russischen Eisenbahnnetzes nöthig sind, in Deutschland aufzubringen. Berliner Bankhäuser haben in den letzten Monaten wiederholt in Petersburg angefragt, ob dort nicht mehrere Millionen Mark gegen vierprozentige Verzinsung unterzubringen seien. Der Bescheid lautete vorläufig ablehnend und soll endgiltig erst ertheilt werden, wenn die Herbstansprüche, die den europäischen Geldmärkten Grausen erregen, bewältigt sind und namentlich Paris und London besser übersehen können, wie ihnen das letzte Quartal dieses Jahres bekommen wird.

Herr Rothstein war in New-York und Herr Witte in Paris; und wohin sie auch ihre Schritte lenkten, da hielten sie die Augen offen. Aber sie haben nicht überall Vollmachten in der Tasche, um Finanzgeschäfte abzuschließen. Wenn man ihnen nachsagt, daß sie über eine Anleihe verhandeln, so ist Das gewiß richtig, denn sie kommen überall mit Geschäftsleuten zusammen und können sich dann natürlich auch nicht enthalten, geschäftliche Fragen zu erörtern. Herr Rothstein ist zwar mit leeren Händen aus dem Lande der Dollars zurückgekehrt. Er weiß jezt aber, wohin er sich zu wenden hat, wenn das alte Europa zu schwach ist, um für neue Kuren die Apothekerkosten zu tragen. Rußland — so sagte mir Einer, der es sehr gut wissen muß — wartet ruhig ab, bis seine Zeit gekommen ist. Möglicherweise, an irgend einem ihm beliebigen Tage, kann es auf jedem Geldmarke der Welt den dort herrschenden Bankiers den Zuschlag ertheilen. Aber die Russen werden sich hüten, einen ungünstigen Zeitpunkt zu wählen, wo die Erfüllung der Offerte denen, die sie gemacht haben, Schwierigkeiten bereiten würde. Wenn es nöthig ist, kann Rußland inzwischen noch aus eigenen Vorräthen seine Geldgeber speisen. So hat es innerhalb dieses Jahres wiederholt darauf verzichtet, Zahlungsverpflichtungen, die in London bestanden, zu prolongiren, und hat der Bank von England Gold geschickt, — in einer Zeit, wo solche Zuschüsse diesem Institut sehr willkommen waren. Vielfach glaubte man, diese Ueberweisungen sollten Rußland den Boden für eine neue Anleihe ebnen; es wolle dadurch zur Stärkung seines Credits beitragen und zugleich möglichst günstige Bedingungen

für die Aufnahme einer eigenen Anleihe schaffen. Wenn die Goldsendungen nach London so gedeutet werden, kann es Rußland nicht unangenehm sein.

Für das eigene Land wird das Pulver trotzdem trocken gehalten, und wenn die privaten Geldinstitute über ihre Kräfte hinauszugehen drohen, wird ihnen gehörig auf die Finger geklopft. Wer Hypotheken zu gewähren oder Darlehen aufzunehmen gesonnen ist, wird strengstens gemahnt, auf die Verhältnisse des Geldmarktes die gebührende Rücksicht zu nehmen und nicht über seine Fähigkeiten hinauszustreben. Erst neulich wandte sich der russische Finanzminister an die Hypothekensbanken und sonstigen Kreditinstitute des Landes mit Vorstellungen darüber, daß es schwierig geworden sei, Obligationen und Pfandbriefe für langfristigen Kredit unterzubringen. Im Interesse des Kurzstandes dieser Werthe hält der Finanzminister für geboten, daß die Emission der Obligationen und Hypothekenspfandbriefe privater Institute nach Möglichkeit eingeschränkt und daß namentlich Darlehen nur mit der äußersten Zurückhaltung vergeben werden; läßt es sich aber nicht vermeiden, dann soll wenigstens die Höhe der hingegebenen Summe so niedrig wie möglich bemessen werden. Die Leiter der Banken dürfen also nicht darauf rechnen, für die Vermehrung der Aktienkapitalien und für neue Pfandbriefausgaben die staatliche Konzeßion zu erhalten; ihnen wird sogar zugemutet, sich selbst dadurch das Geschäft zu verderben, daß sie bei der Entgegennahme von Darlehensanträgen die Anwärter zu strenger Enthaltensamkeit auffordern. Wehe dem Bankdirektor, der sich nicht den Anweisungen des allmächtigen Ministers fügsam erweist; ihm wird das Leben arg verleidet. Freilich weiß er auch, daß er in den Tagen der Noth an Herrn Witte den gütigsten Vater hat, der keinen Augenblick zögert, die Reichskasse dem bedrängten Privatkredit zur Verfügung zu stellen. Noch sind die Spuren des industriellen Gründungsfeuers, in den französischen und belgischen Gewinn gier die für abendländische Kulturkriegen noch nicht völlig reife russische Nation verstrickt hatte, nicht verweht und noch sind die Vorkämpfer, mit denen die führenden petersburger Banken aus den Ueberschüssen des Eisenbahnfonds bedacht wurden, nicht zurückgezahlt.

Alle Befürchtungen, die wegen der Einengung der russischen Wirtschaftskräfte während der letzten Jahre gehegt wurden, beseitigt die günstige Ernte, die dieses Jahr gebracht hat. Von je her leidet die russische Landwirtschaft unter Ernteschwankungen, die aus den Witterungsverhältnissen leicht zu erklären sind. Jede Gegend des weiten Reiches hat ihren natürlichen Wechsel von reichen und dürftigen Jahren. Nach den Nothjahren 1891 und 1892 kamen die reichen Ernten 1893 und 1894 und die recht guten Jahre 1895 und 1896. Auf die unbefriedigenden Erträge der Jahre 1897 und 1898 folgte die Ernte des Jahres 1899, die über den Durchschnitt hinausging, aber durch ungünstiges Wetter während der Erntezeit litt. Nun scheinen aber in dem steten periodischen Wechsel von guten und schlechten Ernten günstige Jahre bevorzustehen, die für die durch die Missernten erlittenen Verluste entschädigen dürften. Auch für Deutschland kann es nur vortheilhaft sein, wenn die Kaufkraft Rußlands, die noch immer in den Getreideerträgen ihren sichersten Grund hat, erstarkt. Eins der wichtigsten Verdienste des Herrn Witte ist, daß er die Landwirtschaft des russischen Reiches durch moderne Einrichtungen rentabler zu gestalten versucht und verstanden hat. Lyukens.